1,60 DM / Band 249
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mein Grab in der Teufelsschlucht

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Mein Grab in der Teufelsschlucht

John Sinclair Nr. 249

von Jason Dark

erschienen am 12.04.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mein Grab in der Teufelsschlucht

Urplötzlich fuhr ein Windstoß durch den engen Felskanal in die Höhle hinein, wirbelte Staub und kleine Steine in die Höhe, bevor er mit seinem gewaltigen Atem in die rote Glut des Feuers blies, die Flammen erst auseinanderfächerte und dann in langen Zungen hochschleuderte, so daß sie mit ihren Spitzen fast die Decke berührten.

Für die Länge dieses Augenblicks wurde das Innere des Berges erhellt, und es entstand in der gewaltigen Höhle ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten, das sich zuckend und wabernd an den Wänden widerspiegelte und einen unheimlichen Eindruck hinterließ.

Das Feuer brannte in der Höhlenmitte. Es waren normale Flammen, die an den sorgfältig aufgerichteten Holzscheiten fraßen, sie gierig verschlangen oder sie zum Platzen brachten, so daß Funkenbahnen in die Höhe stoben.

Nach einer Weile beruhigten sich die Flammen wieder, und das Feuer brannte ruhig wie eh und je weiter.

»Hat uns der Teufel eine Antwort gegeben?« fragte eine weibliche Stimme aus dem Hintergrund der Höhle.

»Nein, noch nicht. Wir müssen ihn erst rufen!« Eine ebenfalls weibliche Stimme antwortete, und wie abgesprochen lösten sich zwei Gestalten aus dem Hintergrund der Höhle.

Sie gingen aufeinander zu. Nur durch das Feuer waren sie getrennt. Die eine Frau trug ein langes, giftgrünes Kleid, eigentlich ihre Standardkleidung. Im ersten Augenblick wirkte es sehr züchtig, doch wer genauer hinschaute, der sah den tropfenförmigen Ausschnitt zwischen ihren Brüsten, der, wenn die Frau sich bückte, noch weiter auseinanderklaffte. Und wer seinen Blick dann weiter in das Gesicht hochgleiten ließ, der sah eine Haut fast so weiß wie der frisch gefallene Schnee, einen etwas schmalen, blassen Mund, eine kleine Nase und zwei Augen, die an dunkle Perlen erinnerten.

Das Haar besaß die Farbe von schwarzem Lack. In der Mitte war es gescheitelt, doch rechts und links dieses Scheitels, direkt an der Stirn, wuchsen zwei Schlangen.

Das Satanszeichen.

Aber auch ihr Zeichen.

Das Mal der Wikka!

Sie, die oberste aller Hexen, der Günstling des Teufels, sie allein war es, die in dieser finsteren Höhle regierte und die große Beschwörung durchführen wollte.

Wenn sie einen Schritt nach vorn machte, bewegte sich die andere Person auch.

Sie hatte im Gegensatz zu Wikka langes blondes Haar. Unterschiedlicher hätten die beiden Frauen nicht sein können, und doch gab es etwas, das sie fast untrennbar miteinander verband.

Die Macht des Satans!

Beide glaubten an den Teufel. Wikka schon immer, aber die Blonde erst seit kurzer Zeit. Vor einem Jahr noch hatte sie auf der Gegenseite gestanden, da bekämpfte sie das Böse und galt als Gefährtin des Geisterjägers John Sinclair. Doch sie war in den Bann des Rippers geraten, der sich ihrer Seele angenommen hatte und die Frau, die auf den Namen Jane Collins hörte, somit vom Guten abkehrte.

Jetzt gehorchte sie nur noch Wikka. Und damit dem Teufel, denn Wikka war der treueste Diener oder die folgsamste Dienerin des großen Höllenfürsten.

Sie baute er langsam und allmählich auf. Er hatte eine schwere Niederlage durch die Vernichtung seiner Tochter erlitten und gab sich selbst einen Teil der Schuld. Das sollte ihm nicht noch einmal passieren. Der Satan wollte nichts mehr überstürzen, sondern allmählich vorgehen, um dann um so härter zuschlagen zu können.

Wikka hatte günstige Voraussetzungen geschaffen, indem es ihr gelang, Jane Collins von Sinclairs Seite zu reißen. Sie war voll integriert worden und hatte es auch durch schlimme Taten bewiesen, indem sie sich für zwei schreckliche Morde an jungen Menschen verantwortlich zeigte.[1]

Für Jane gab es kein Zurück mehr.

Wie allerdings ihre ehemaligen Freunde darüber dachten, wußte Wikka nicht. Für sie stand Sinclair an erster Stelle, und sie wollte ihn in ihre Gewalt bekommen.

Nur deshalb kamen sie in dieser Höhle zusammen. Als das Feuer sie fast berührte, blieben die beiden Frauen stehen. Über die Flammen hinweg schauten sie sich an.

Das Gesicht der Jane Collins war eine glatte, kühle Maske. Nichts verriet, was sich in ihrem Innern tat, und ihre Augen waren starr auf die Meisterin gerichtet.

Jane war normal angezogen. Sie trug Hosen, Stiefel und einen dicken Pullover, denn sie sollte nicht in der Höhle warten, sondern aktiv angreifen.

»Können wir anfangen?« flüsterte Jane. Ihre Augen glänzten plötzlich. Sie konnte es einfach nicht erwarten.

»Es wird nicht leicht sein«, erwiderte Wikka.

»Aber du hast doch den Weg gefunden.« Jane hatte die Lautstärke ihrer Stimme gesteigert, und sie hallte durch die Höhle.

»Das schon. Nur weiß ich nicht, ob der Zauber dieser Bergdämonen noch wirkt.«

»Versuche es!« zischte Jane Collins und ballte die rechte Hand zur Faust. »Ich will ihn haben. Er hat mir auf dem Festplatz des Teufels eine zu große Niederlage bereitet. Versuche es jetzt!« Zuletzt klang ihre Stimme schrill.

Wikka nickte, und die Schlangen an ihrer Stirn bewegten sich in diesem Rhythmus mit. »Keine Angst, kleine Jane, wir packen ihn. Er kann gar nicht anders, wenn der uralte Zauber der Bergdämonen seine volle Wirkung entfaltet.«

»Soll ich sie holen?«

»Nein, das mache ich.«

Jane Collins nickte. Sie hatte sich zu fügen, denn Wikka war ihre Meisterin. Wenn sie etwas sagte, dann mußte Jane es ausführen. Die ehemalige Detektivin blieb am Feuer stehen. Sie drehte sich nur um 90 Grad, um den Weg der Oberhexe zu verfolgen.

Im Widerschein der Flammen sah das Gesicht der Jane Collins aus wie eine zum Leben erweckte Maske. Sie selbst zuckte mit keinem Muskel, doch der Flammenschein malte es an, gab ihm Bewegung, so daß es wirkte, wie mit einem geisterhaften Leben erfüllt.

Jane Collins fieberte. Sie sehnte sich nach John Sinclair. Aber nach einem John Sinclair, der ihr wehrlos zu Füßen lag und den sie dann vernichten konnte.

Sie stellte sich die Szene vor. Sinclair hier am Feuer liegend. Sie vor ihm stehend, ein langes Messer in der Hand und dann immer wieder nach unten stoßen.

Einmal, zweimal, bis es nicht mehr ging und ihr Haß endlich abgekühlt war.

Die Collins stöhnte auf, so erregt hatte sie diese grauenhafte Vorstellung.

Aber es gab auch noch eine andere Möglichkeit. Man mußte ihn zum Dämon machen, ihn einreihen in die Geschöpfe der Finsternis, damit er an ihrer Seite lebte und existierte, als Schwarzblütler, als magisch beeinflußter, kurzum, als Dämon.

Sie und Wikka hatten lange über eine Möglichkeit gesprochen, Sinclair zu vernichten. Da gab es zahlreiche Dinge, die man anstellen konnte, aber er sollte auch würdig sterben, das verlangte der Teufel. Nach einem magischen Ritual.

Bis sie auf den Zauber der Bergdämonen gekommen waren. Diese kleinen, gefährlichen Wesen waren eine Mischung aus Zwerg und Affe. Und sie waren uralt. Den Legenden nach zu urteilen, hatten sie bereits existiert, als durch gewaltige Erdverschiebungen die mächtigen Alpen entstanden. Und die Bergdämonen überlebten die Zeiten. Sie zogen sich dorthin zurück, wo es am finstersten war, in die tiefsten Höhlen und Schluchten. Zumeist bestanden sie aus Stein. Ja, sie hoben sich von den Steinen nicht ab, nur wenn sie es wollten oder beschworen wurden, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt.

Diese kleinen Dämonen gehörten zu den niederen Völkern.

Wikka hätte sich auch kaum um sie gekümmert, wenn diese Wesen nicht von einem Geheimnis umgeben wären.

Sie waren Telepathen.

Über große Entfernungen hinweg konnten sie Gedanken tragen und glichen darin den großen Überlandleitungen, die den Strom in die entferntesten Dörfer transportierten.

Und sie sollten den Weg zu Sinclair finden, um ihn in das andere Land zu locken.

Wikka kam zurück.

Sie hatte zwei Berggeister gefunden. Zwei dämonische Geschöpfe, die tatsächlich seltsam aussahen, ein graues, wie mit Asche überstäubtes Fell besaßen, runde, rotgelbe Augen, einen großen Schädel und etwa

an die Größe von Affen heranreichten.
Sie konnte die beiden tragen wie zwei Taschen, denn sie rührten sich nicht.
»Sie sind tot?« fragte Jane.
»Noch nicht.«
»Dann willst du sie sterben lassen?«
Wikka blieb dicht neben dem Feuer stehen. Abermals trafen sich die Blicke der beiden Personen über die Flammen hinweg. »Ja, ich werde sie vernichten, ich muß es sogar, denn sie besinnen sich erst in höchster Lebensgefahr auf ihre Kräfte.«
Jane nickte, obwohl sie nichts verstand. Aber Wikka wußte schon, was sie wollte. Um ihre Lippen spielte ein hartes Lächeln, als sie um die Flammen herumschritt und neben der Hexe Jane Collins stehenblieb.
»Jetzt wirst du eine sehr sonderbare Magie erleben«, versprach sie im Flüsterton. »Gib genau acht, meine kleine Schülerin. Wikka zeigt dir etwas von ihren Kräften.« Sie begann meckernd zu lachen, die Schlangen an ihrer Stirn bewegten sich unruhig, dann schleuderte Wikka ihre Arme nach hinten und noch in derselben Sekunde wieder nach vorn.
In jeder Hand hielt sie einen Bergdämon. Und sie öffnete ihre Hände in dem Augenblick, als die Arme wieder zurückschwingen wollten.
Die beiden Kreaturen fielen herab.
Genau ins Feuer.
»Jetzt wirst du es sehen, kleine Jane!« rief die Oberhexe zu ihrer Schülerin. »In den nächsten Augenblicken siehst du die Magie der Wikka, der keiner gewachsen ist. Nur der Satan persönlich.« Sie wollte sich vor Lachen schütteln, und Jane Collins bekam die folgenden Ereignisse mit, als würde sie einen magischen Traum erleben.
Die Flammen erfaßten die beiden Bergdämonen. Waren sie bisher betäubt gewesen, so änderte sich dies.
Sie wurden wach.
Und dann ertönten ihre Schreie.
Es waren grauenhafte, spitze, schrille Laute, die die große Höhle durchbrandeten und an den Wänden gebrochen wurden.
Und noch etwas geschah. Die beiden Bergdämonen fielen nicht zu Boden. Sie blieben innerhalb der Flammen etwa brusthoch über den auf der Erde brennenden Holzresten.
Scharf wandte Jane den Kopf und warf Wikka einen fragenden Blick zu. Die Oberhexe bemerkte ihre Dienerin überhaupt nicht. Sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihrer Beschwörung beschäftigt.
Bei ihr erlebte Jane Collins immer wieder Überraschungen, nie hätte sie damit gerechnet, daß dieser Zauber so wirksam sein konnte.
Sie schaute auf die Bergdämonen. Die kleinen, affenartigen

Geschöpfe mit den runden, gelbroten Augen schwebten tatsächlich innerhalb der heißen Feuersbrunst. Aber sie hatten sich verändert.

Auch ihr Fell war von den Flammen nicht verschont geblieben. Es hatte eine dunkelrote Färbung angenommen und glühte nun selbst wie das hochlodernde Feuer.

Seltsam…

Wikka streckte die Arme aus. Es war eine heftige, ruckartige Bewegung. Die zehn Finger wiesen auf die Bergdämonen, die in den Flammen standen und nicht vergingen.

Plötzlich lösten sich die beiden Schlangen aus Wikkas oberer Stirn. Schnell wie Pfeile waren sie, und sie fanden ebenfalls ihr Ziel in den kleinen Dämonen.

Hart stießen sie in die Körper.

Im ersten Moment zuckten die beiden Dämonen. Sie sahen aus, als hätten sie Würmer in ihren Körpern, und auch die Schlangen veränderten ihr Aussehen.

Das gefährliche Glühen der Flammen überdeckte ihr giftgrünes Aussehen. Es strahlte so stark ab, daß es auch die ausgestreckten Hände der Hexe erfaßte.

Wikka begann mit der intensiven Beschwörung. Sie hatte jetzt eine Verbindung zu den glühenden Bergdämonen geschaffen, und sie begann zu schreien.

Weit öffnete sie dabei den Mund. Und es drang immer nur ein Name über die Lippen.

Sinclair!

»John Sinclair! John Sinclair! Du mußt mich hören. Mich, die Königin der Hexen. Du wirst mich hören, und du wirst meinem Ruf folgen, der dich in die Teufelsschlucht führt. Du sollst die Schlucht der Bestien kennenlernen, das Gebiet der Dämonen, und du wirst unter ihre Herrschaft geraten, um endlich deinen verdammten Tod zu finden! Hörst du mich, John Sinclair? Hörst du mich?«

Jedes einzelne Wort hatte sie hinausgebrüllt, als sollte es über Hunderte von Kilometern noch zu hören sein, doch es hallte und schallte nur in der Höhle wider.

Die Augen der Bergdämonen glühten noch stärker. Sie besaßen jetzt eine immense Leuchtkraft. Durch die Worte der Oberhexe waren ihre Kräfte motiviert worden.

Telepathie…

Daran mußte Jane Collins denken. Wikka hatte von den besonderen Fähigkeiten der Bergdämonen gesprochen. Sie beherrschten die Telepathie, konnten die Gedanken anderer Menschen oder Wesen beeinflussen. Aber schafften sie dies auch bei John Sinclair?

So abrupt wie die Stimme der Oberhexe aufgeklungen war, so schnell brach sie auch ab.

Wikka selbst sank zusammen. Sie ging dabei nach hinten, machte einen erschöpften Eindruck, so daß Jane sich genötigt sah, einzugreifen, zu ihr ging und Wikka stützte.

Mit einem Zischen lösten sich die beiden Schlangen aus den Körpern der Bergdämonen, drehte sich einmal um die eigene Achse und fanden ihren angestammten Platz in der hohen Stirn der Oberhexe.

Dort blieben sie, und nur ihre Köpfe schauten hervor.

Ein Ruck ging durch die Gestalt der Wikka. Sie schaffte es wieder, sich kerzengerade hinzustellen, hatte ihre Schwäche abgeschüttelt und schaute Jane an.

»Das war es«, sagte sie.

Jane nickte. Sie wollte nach den beiden Bergdämonen fragen, als sie erkannte, daß diese, nachdem die Beschwörung vorbei war, nicht mehr gebraucht wurden.

Sie lösten sich auf. Für einen Moment leuchtete die grüne Asche inmitten der Flammen. Sie sah aus wie grüner Sternenstaub, der zudem noch ein paarmal blitzte und dann zu Boden rieselte.

Es war vorbei.

Auch für Wikka, denn sie drehte den Flammen den Rücken zu und ging in den Hintergrund der Höhle. Noch einmal fauchte Wind durch den engen Felskamin und wühlte das Feuer hoch, so daß die Flammen einen zuckenden Tanz aufführten.

Sie hatten es geschafft.

Obwohl Jane zahlreiche Fragen auf der Zunge brannten, schwieg sie. Sie wollte Wikka nicht stören, die sich erst einmal regenerieren mußte. Erst als die Oberhexe ihre Dienerin anschaute, da wagte Jane, die Fragen zu stellen.

»Was ist mit ihnen?«

»Meinst du die Bergdämonen?«

»Ja, auch.«

Wikka winkte ab. »Sie haben ihre Pflicht getan. Ihr Ruf ist stark, sie besitzen eine für uns kaum erklärbare Kraft. Die Hölle hat sie damit ausgestattet, und diese Kraft wirkt über eine lange Strecke. Sie wird auch John Sinclair erreichen.«

»Kommt er?«

»Ja, er muß der Spur nachgehen. Er ist der Geisterjäger. Die Magie dieser Dämonen hat ihn beeinflußt, glaub mir.«

»Ich weiß nicht so recht. Du darfst nicht vergessen, daß er eine sehr starke Waffe besitzt.«

»Denkst du an das Kreuz?«

»Ja.«

Wikka lachte nur. »Vergiß es, Jane! Das Kreuz ist zwar gefährlich für uns, aber es wird uns nichts tun. Vielleicht stellt es sich sogar auf unsere Seite.«

Über die letzte Antwort erschrak Jane Collins. »Wie kannst du so etwas sagen?«

»Ganz einfach. Durch das Kreuz wird er wissen, daß er zu uns kommen muß. Es ist gewissermaßen der Übermittler. Verstehst du?«

»Fast«, gab Jane ehrlich zu.

Wikka legte ihr die Hand auf die Schultern. »Keine Sorge, Kleine, wir werden es schon schaffen. Sinclair kann überhaupt nicht anders. Er muß einfach kommen.«

»Hoffentlich«, flüsterte Jane. »Hoffentlich…« Ihr Gesicht verzog sich dabei. Es nahm einen haßerfüllten Ausdruck an, denn Jane wollte nur eins. Die Vernichtung des Geisterjägers …

***

Eine Woche vor Weihnachten!

Da wurde London immer von einer Menschenwelle überschwemmt. Die Leute, die vergessen hatten oder aus Zeitgründen nicht dazu gekommen waren, Geschenke zu kaufen, rasten noch einmal los, um die Dinge im letzten Augenblick zu besorgen.

So kam es dann zu dem großen Gewühl, zu den Schlachten auf der Straße und dem Kampf in den Geschäften.

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich ebenfalls in das Gewühl zu stürzen. Als ich meinen Mantel überstreifte, grinste Suko süffisant. »Ich wünsche dir viel Vergnügen, John.«

»Deinen Spott kannst du dir sparen.«

»Das war ehrlich gemeint.«

»Ich kenne das.«

»Und was schenkst du mir?« fragte Suko. Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und spielte mit einem Bleistift.

»Etwas ganz Besonderes.«

»Was denn?«

»Mein Vertrauen.«

Suko verzog die Mundwinkel. »Darauf kann ich auch verzichten.«

»Wieso? Ist das nichts?«

»Und so etwas will ein Freund sein. Nein, John, von dir hätte ich etwas mehr Ernst erwartet. Weihnachten ist keine fröhliche Sache. Hast du das nicht bemerkt? Du bist hier geboren, müßtest es eigentlich wissen. Mir ist sogar aufgefallen, daß Weihnachten die Menschen immer sehr ernst, nervös und hektisch sind…«

Er redete noch, als ich an der Tür war. Dabei hatte Suko recht. Das Weihnachtsfest war nicht mehr so wie früher. Aber das konnte man nicht ändern, und ich regte mich auch darüber nicht mehr auf.

»Na, dann kauf mal schön«, sagte Glenda, als ich ihr Vorzimmer durchschritt.

Auch sie wußte Bescheid. Eigentlich alle meine Bekannten. So etwas

hatte ich noch nie erlebt. Die taten ja, als wäre es ein Weltwunder, daß ich mal lostigerte, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Fehlte nur noch, daß Sir James antanzte und ebenfalls seinen Kommentar dazu gab.

Kaum hatte ich diesen Gedanken formuliert, als die Tür geöffnet wurde und Sir James auf der Schwelle stand. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern wurden noch größer. »Sie sind noch da, John?« fragte er erstaunt.

»Ja, Sir. Ich wollte gerade…«

»Beeilen Sie sich. Nachher ist alles weggekauft.«

»Bei meinem Gehalt kann ich mir nur kleine Geschenke erlauben.«

»Das reicht ja auch. Viel Spaß wünsche ich Ihnen. Und lassen Sie sich nicht von Dämonen überraschen.«

»Da werde ich achtgeben.« Kopfschüttelnd stahl ich mich hinaus.

Jeder interessierte sich plötzlich für meine Weihnachtseinkäufe. Als ob das so etwas Besonderes wäre.

Fehlte nur noch, daß mich der Mann vom Empfang darauf ansprach, doch der hielt sich zum Glück zurück und winkte mir nur zu, als ich das Yard Building verließ und hinaustrat in einen naßkalten Vormittag.

Es schneite nicht, aber es war trotzdem kalt und vor allen Dingen stürmisch. Dieser Sturm hatte sich über der Insel ausgetobt und das Meer zu einer kochenden Hölle gemacht. Mit Schrecken dachte ich an die Opfer, die der Zusammenstoß zweier Schiffe im Kanal gefordert hatte. An diesem Morgen waren die Zeitungen voll mit Berichten über die Katastrophe.

Ich stellte den Kragen in die Höhe und machte mich auf den Weg zur nächsten U-Bahn-Haltestelle. Zum St. James Park mußte ich.

Nur ein Katzensprung von meiner Arbeitsstelle entfernt.

Zusammen mit zahlreichen anderen Fahrgästen tauchte ich in den U-Bahnschacht. Ich war in Gedanken versunken und dachte darüber nach, was ich jedem schenken konnte.

Mein letzter Fall hatte mich zusammen mit Tanith, der Wahrsagerin, nach New York geführt. Dort war ich so in den Streß geraten, daß ich nichts hatte kaufen können. Zudem hatte mich das Auftauchen des unheimlichen Henkers voll und ganz beschäftigt. [2]

Ich wollte Glenda, Shao und Suko eine Kleinigkeit kaufen. Sir James bekam natürlich nichts, sein Magenwasser konnte er sich selbst kaufen.

Bei den beiden Frauen hatte ich an Schallplatten gedacht. Glenda hörte gern die Gruppe Supertramp. Da von dieser Formation eine neue LP auf dem Markt war, wollte ich sie ihr besorgen. Shao sollte von mir einen Schal bekommen, Suko Tee.

Ja, das war es.

Ich hatte Glück, denn als ich die Sperren durchschritt, kam schon der Zug, der in Richtung Regent Street fuhr. Da bekam man alles, ebenso wie in der King’s Road oder Oxford Street.

Die Türen öffneten sich zischend. Menschen verließen die Wagen, andere stiegen ein. Alles ging gesittet zu. Jeder wartete, bis der andere den Wagen verlassen hatte.

Ich fand einen Stehplatz und hielt mich in dem von einer Stange herabhängenden Griff fest.

Neben mir saß eine Frau, die mit Einkaufstüten bepackt war und diese vor sich auf die angezogenen Beine gestellt hatte. Sie schaute zu mir hoch und lächelte.

»Da haben Sie ja zugeschlagen«, sagte ich.

»Das können Sie laut sagen, Mister. Aber wenn man drei Enkel hat…«

»So ist das nun mal.«

»Kaufen Sie auch ein, Mister?«

»Ja, ich will mich mal umsehen.«

»Haben Sie Kinder?«

»Leider nicht.«

»Verheiratet?«

Jetzt begann die Ausfragerei. Ich machte das Spiel mit. »Nein, ich bin Junggeselle.«

Sie legte das Gesicht in Falten. »Da sollten Sie aber zusehen, daß Sie sich um eine Frau kümmern. Es ist nicht gut, wenn man das Weihnachtsfest allein feiert. Da kommen einem zu trübe Gedanken.«

»Bis zum Fest wird es wohl nicht mehr klappen«, erwiderte ich.

»So meine ich das auch nicht. Im nächsten Jahr, Mister. Sie werden sehen, wie schön es ist, wenn man Weihnachten mit einem Partner feiert. Glauben Sie mir.«

Im Prinzip hatte sie recht. Ich dachte noch an die Zeiten, als ich mit Jane Collins zusammen gewesen war. Es waren wirklich unvergeßliche Stunden gewesen. Kaum beschäftigte ich mich mit diesem Gedanken, als ich Jane vor meinem geistigen Auge sah. Deutlich erinnerte ich mich an die Szene, wie ich dem lächelnden Henker die Kapuze vom Kopf gerissen hatte und das Gesicht der Detektivin zum Vorschein gekommen war.

Es war grauenhaft gewesen, der Schock meines Lebens. Jetzt noch krampfte ich die freie Hand zusammen.

»Ist Ihnen nicht gut, Mister?« erkundigte sich die ältere Frau besorgt, während sie mich von unten her anschaute.

»Es geht schon wieder. Ich kann das Fahren nur so schlecht vertragen. Das heftige Schaukeln, wissen Sie.«

»Ja, ja, das ist schon schlimm. Die Stadt sollte neue Wagen beschaffen, meine ich.«

»Sie hat kein Geld.«

Der Zug hielt. »Hier muß ich aussteigen«, sagte die Frau und erhob sich ächzend.

Wir wünschten uns gegenseitig ein frohes Fest. »Und denken Sie an meinen Ratschlag«, sagte die Großmutter zum Schluß.

»Mach ich.«

Plötzlich fiel mir etwas ein. Himmel, ich brauchte ja noch ein Geschenk. Die Horror-Oma Sarah Goldwyn durfte auf keinen Fall leer ausgehen. Das konnte ich ihr nicht antun. Für sie mußte ich auch etwas kaufen. Aber was?

Ich überlegte. Sarah Goldwyn sammelte alte Bücher. Vielleicht fand ich etwas. Oder ich kaufte ihr einen Horrorfilm für ihren Video-Recorder.

Mal sehen…

Die Conollys hatten ihre Sachen bekommen. Sie verbrachten die Feiertage in der Schweiz. Mein Geschenk für den kleinen Johnny hatte ich seinen Eltern mitgegeben.

Die nächste Haltestelle brachte mich zu meinem Ziel. Oxford Circus. Hier befand sich auch die große Einkaufsstraße, die ich unbedingt abgehen wollte.

Da herrschte vielleicht ein Trubel, denn genau hier stoßen die Regent und die Oxford Street zusammen. Tausende waren unterwegs im weihnachtlich geschmückten London, und ich stürzte mich als einer von vielen in die Massen.

Die Straßen zeigten sich im bunten Glanz. Auch die Auslagen in den Geschäften waren auf Weihnachten getrimmt. Wenn die Türen geöffnet wurden, vernahm ich das Dudeln der Weihnachtslieder.

Hier lockte man den Käufer mit genau ausgeklügelten Methoden. Je stimmungsvoller das Weihnachtslied, um so weiter öffneten die Menschen ihre Geldbörsen. Das war der große Trick.

Als ich einen Schallplattenladen sah, stoppte ich meinen Schritt und ließ mich zusammen mit anderen Kunden in das Geschäft schieben. Hier konnte ich schon Glendas Geschenk kaufen.

Der große Raum war überheizt. Ich mußte mich an den Hinweisschildern orientieren und suchte die Abteilung Pop-Musik. Sie war gut zu finden und auch am meisten umlagert.

Die Platten standen in den Kästen. Sogar nach Gruppen waren sie geordnet, und ich fand auch die Aufschrift *Supertramp*. Vor mir standen zwei Teenager und wühlten kichernd die Platten durch.

Ich baute mich neben den beiden auf. Sie bedachten mich mit einem schrägen Blick und verschwanden, ohne etwas aus dem Kasten genommen zu haben.

Ich hatte freie Bahn.

Die neueste LP stand ganz vorn.

Meine Hand lag bereits auf der Plattenhülle, als es mich wie ein

Stromstoß durchzuckte und der Schmerz in meinem Schädel tobte.

Ich verzog das Gesicht, riß den Mund auf und holte pfeifend Luft.

Gleichzeitig erwärmte sich mein Kreuz, plötzlich verschwamm alles vor meinen Augen, und die Knie wurden mir weich.

Und ich hörte die Schreie.

Sie brandeten in meinem Gehirn auf, lösten den Schmerz ab, während ich immer nur einen Namen vernahm.

John Sinclair! John Sinclair!

Da rief mich jemand!

Der Schmerz überstrahlte alles. Doch er löste sich gleichzeitig auf, und ich hörte meinen Namen klar und deutlich, um anschließend wieder diese schrecklichen Explosionen in meinem Kopf zu erleben.

John Sinclair!

Schmerz und Ruf vereinigten sich zu einer einzigen Qual, der ich kaum widerstehen konnte.

Wer schrie denn da? Wer quälte mich so? Ich stöhnte, die Gesichter der Käufer verschwammen vor meinen Augen, das Kreuz schien in Flammen zu stehen, und ich fühlte genau, daß ich mich nicht mehr lange würde halten können.

Die Schwäche übermannte mich.

Ich klammerte meine Finger um den Rand des Kastens, denn ich mußte mich einfach irgendwo festhalten. Trotzdem schaffte ich es nicht, mich auf den Beinen zu halten.

Plötzlich bekam ich das Übergewicht, kippte nach hinten, ließ aber den Kasten nicht los und fiel schwer auf den Rücken, wobei ich die mit Schallplatten gefüllte Kiste noch mitriß, so daß sie auf meinen Körper prallte.

Ich schrie.

Jedenfalls glaubte ich dies, aber die Schreie waren von anderen ausgestoßen worden.

Menschen liefen zusammen, bildeten einen Kreis um mich, jemand schrie nach einem Arzt. Ich sah aus meiner Froschperspektive in die verzerrten Gesichter. Sie kamen mir vor, als hätte jemand einen Nebelschleier über sie gelegt. Sogar den Weihnachtsmann sah ich. Er beugte sich über mich. Sein Kunstbart kitzelte mein Gesicht, ich spürte seine Hände an meinem Hemd. Er öffnete die obersten Knöpfe, und sein Gesicht nahm plötzlich einen anderen Ausdruck an.

Zuerst wurde es verzerrt, dann wich der Bart, andere Züge entstanden, und ich schaute in das Gesicht einer Frau.

Jane Collins!

Dieser Anblick löste in meinem Innern eine heftige Reaktion aus.

Stechend zog der Schmerz durch den Schädel, in meinem Körper tobte es, ich schlug um mich und atmete mit offenem Mund.

Dann wieder der Schrei.

John Sinclair!

So laut und schrill, daß er mein Gehirn zu sprengen drohte.

Abermals drang ein Stöhnen aus meinem Mund, aber mir wurde plötzlich klar, daß dieser Überfall seine Ursache in einer starken schwarzen Magie haben mußte.

Stand sie mit Jane Collins in Verbindung?

Es fiel mir nicht leicht, den Kopf zu drehen, aber ich wollte den Weihnachtsmann anschauen, der seinen Platz ein wenig verändert hatte. Er sah wieder normal aus.

Keine Jane Collins mehr.

Jemand hob mich an. Ein Mann fragte: »Was ist mit Ihnen, Mister? Sollen wir einen Arzt holen?«

»Nein, nein!« stöhnte ich. »Lassen Sie mal. Nur ein kleiner Anfall von Schwäche.«

»Ja, das kommt in diesem Trubel vor«, meinte eine Frau. Neugierig schaute sie zu, wie man mich im wahrsten Sinne des Wortes auf die Beine stellte. Jemand brachte mir einen Stuhl. Ein anderer sammelte die Schallplatten ein, und ich spürte jetzt auch die Nachwirkungen des Aufpralls. Der schwere Kasten war mir auf den Unterleib gefallen. Mir schmerzten die Oberschenkel, und ich verzog das Gesicht.

»Sollen wir wirklich keinen Arzt…«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Das finde ich sehr nett, aber es geht schon wieder…«

Die Menschen verliefen sich allmählich. Ich rang ein paarmal nach Luft, atmete tief ein und stellte fest, daß es mir wieder besserging, denn die Schmerzwellen verließen allmählich mein Gehirn. Mein Kopf wurde frei.

Dann drehte ich mich um.

Der Angestellte hatte den Kasten wieder aufgebaut. Er lächelte scheu, als er meinen Blick bemerkte.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber das wollte ich nicht. Es kam so plötzlich.«

»Geht schon in Ordnung, Sir.« Ich lächelte dankbar. Die Sache war mir mehr als peinlich. Dann erhob ich mich.

Auf schwankenden Füßen blieb ich stehen. Noch drehte sich die Welt vor meinen Augen, das jedoch besserte sich sehr schnell, nachdem ich einige Male tief durchgeatmet hatte.

Ich versuchte die ersten Schritte. Es klappte besser, als ich vermutet hatte.

Noch etwas vorsichtig bewegte ich mich in Richtung Ausgang.

Zahlreiche Blicke begleiteten mich. Die meisten Menschen schauten beruhigt und froh, daß es nicht mehr Ärger gegeben hatte, denn so etwas konnte leicht die Kunden abhalten.

In den Knien zitterte ich noch leicht nach. Die Tür öffnete sich

automatisch, als meine Füße einen Kontakt berührten, und die kühle Winterluft strömte mir entgegen.

Sie tat gut.

Tief atmete ich ein. Der Schweiß auf meiner Stirn trocknete und blieb als eine kalte Schicht liegen.

Ich wandte mich nach rechts, wich einigen Menschen aus und blieb nahe der Hauswand stehen.

Was wollte ich nur?

Ich spürte die Wand in meinem Rücken. Nicht weit entfernt hockte jemand auf dem Boden und sang Weihnachtslieder. Die Melodie hörte ich kaum, ebensowenig den Text, in meinem Kopf befand sich zwar keine Leere, aber ich hatte das Gefühl, als wäre er mit einem Nebel gefüllt, den ich nicht durchdringen konnte.

Da war irgend etwas…

Verzweifelt versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen. Es gelang mir nicht. Das Durcheinander war einfach zu groß, und ich strengte mich an, wieder den roten Faden zu finden.

Mein Kreuz!

Daran dachte ich. Einer der Helfer hatte das Hemd aufgeknöpft.

Ich brachte meine Hand dorthin, versenkte sie in den Ausschnitt und fühlte nach dem Kruzifix.

Es hatte sich noch nicht richtig abgekühlt, aber nach der Berührung schien es mir, als würden meine Gedanken wieder klarer.

Da hatte mich jemand gerufen.

Natürlich. Die Erinnerung kehrte zurück. Der ferne Ruf war von einer Frau gekommen.

Jane Collins!

Jetzt war alles klar. Sie wollte, daß ich zu ihr kam. Vielleicht sollte ich ihr helfen? Befand sie sich in Gefahr? Hatte sie mich deshalb gerufen?

Alles war möglich, und ich mußte rasch zu ihr. Aber wo steckte sie? Zuletzt hatte sie sich in London befunden. Als lächelnder Henker hatte sie in Wikkas Auftrag getötet, danach hatte ich Jane nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Allerdings konnte sie sich überall aufhalten. Verstecke gab es genug. Und auch Wikka, die oberste aller Hexen, war auf der gesamten Welt zu Hause.

Trotzdem hatte Jane es geschafft, den Kontakt zu mir herzustellen. Wie kam das? Welche Kräfte hatte sie aktiviert, um mit mir in Verbindung zu treten?

Ich wußte keine Antwort, so sehr ich mir auch den Kopf darüber zerbrach.

Etwas verstört schaute ich mich um. Dabei zwinkerte ich mit den Augen und dachte daran, daß ich im Freien stand, mit dem Rücken

gegen eine Hauswand gelehnt und nicht wußte, wie ich hierhergekommen war. In der Tat war mir alles ein Rätsel.

Was wollte ich in dem Trubel?

Jane Collins finden. Natürlich. Klar, ich wollte sie sehen, sie hatte mich ja gerufen.

Mit einem Ruck löste ich mich von der Hauswand und schritt über den Bürgersteig auf den Rand der Straße zu. Vergessen war Weihnachten, vergessen war auch der »Einkaufsbummel«. Ich erinnerte mich an nichts, sondern war einzig und allein auf ein Ziel fixiert.

Ich mußte Jane Collins haben!

Zurückholen. Genau, das war es. Jane sollte wieder zu mir zurückkehren, damit ich mit ihr das Weihnachtsfest begehen konnte.

Was war schon Wikka? Besaß ich nicht das Kreuz? Und machte es mich nicht stark gegenüber Schwarzer Magie?

Ja, genauso lief es. Und nicht anders. Es gab überhaupt nichts für mich. Nur noch Jane.

Ich hatte alles vergessen. Meinen Job, meine Freunde, meine eigentlichen Aufgaben.

Der Ruf war zu stark gewesen.

Als ich ein Taxi sah, hob ich automatisch den rechten Arm. Der Wagen wurde langsamer, der Fahrer blinkte und fuhr an den Rand der Straße, wo er stoppte.

Ich öffnete die hintere Tür und warf mich in den Fond. Meine Hände vergrub ich in den Manteltaschen.

»Wohin, Sir?« erkundigte sich der Driver, als er die Trennscheibe zurückgeschoben hatte.

»Bitte?« Ich schreckte hoch.

»Wohin soll ich Sie fahren?«

»Ach so, ja. Zum Flughafen…«

***

Als Sheila und Bill Conolly den Fahrstuhl verließen und die Hotelhalle betraten, da schwang ihnen ein Hauch von Weihnachten entgegen. Rechts neben der Rezeption stand ein bis zur Decke reichender, geschmückter Tannenbaum, an dem die elektrischen Kerzen bereits leuchteten.

Aus dem großen Speiseraum vernahmen sie das Klappern des Geschirrs, dort wurde abgeräumt, und die beiden Conollys, die ihren Sohn Johnny zu Bett gebracht hatten, wollten wie jeden Abend noch einige Stündchen in netter Runde an der Hotelbar sitzen und ein wenig plaudern sowie entspannen.

Sie hatten einen harten Tag hinter sich. Hart insofern, wenn man vom Skilaufen sprach. Bill und Sheila waren die Pisten hinuntergejagt,

während sich Johnny in einem Ski-Kindergarten vergnügte.

Beide genossen den Urlaub in der Schweiz, und beide sprachen auch genügend deutsch, um sich verständlich zu machen und einer Unterhaltung folgen zu können.

Neben dem Tannenbaum führten die drei Stufen einer breiten Treppe zum Aufenthaltsraum und zur Bar hoch, wo Georgette Clavell, die Bardame, ihr Regiment führte.

Die Conollys hatten sich locker angezogen. Leichter Bieranzug, nannte Bill dies immer. Sheila trug einen roten Pullover, der weiße Querstreifen zeigte, und eine helle rote Hose aus dünnem Leder. Ihr Haar hatte sie ausgekämmt. In weichen Wellen fiel es auf die Schultern.

Bill war ähnlich angezogen. Seinen Pullover hatte er auch übergestreift, nur trug er keine Leder-, sondern eine Cordhose.

»Hast du Durst?« fragte er seine Frau.

»Noch nicht.«

»Aber ich. Die Luft hier oben in Lenzerheide ist verflixt trocken, kann ich dir sagen.«

Sheila lachte. »Das sind deine üblichen Ausreden. Ich möchte mal wissen, wo du keine trockene Luft findest.«

»Laß mir doch das Vergnügen.«

»Ich sage auch nichts.«

Der Aufenthaltsraum mit den bequemen braunen Ledersesseln und die Bar befanden sich auf einer Ebene. Die Bar allerdings war durch eine Holzpergola von dem übrigen Raum getrennt, so daß die Gäste das Gefühl hatten, für sich zu sitzen.

Sie bildete ein Viereck, das an der hinteren Längsseite mit der Wand abschloß.

Und innerhalb des Vierecks regierte Georgette. Sie knipste ihr bestes Lächeln an, als sie die Conollys erkannte. Beide fanden sich sympathisch, und Georgette, die vor Jahren einmal eine berühmte Chansonette und Tänzerin gewesen war, erzählte gern von diesen Zeiten. Sie hatte in den beiden Conollys aufmerksame Zuhörer.

Ihr Alter war schlecht zu schätzen. Die 50 hatte sie überschritten, bewegte sich jedoch mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens. Ihr kam das lange Tanztraining zugute.

An diesem Abend trug sie ein eng anliegendes, langes Kleid, das eine Perlenstickerei aufwies. Das tizianrote Haar lag wohlfrisiert um ihren Kopf und unter den Gläsern der modischen Brille waren ihre Augen fragend auf die neuen Gäste gerichtet.

Bill Conolly schob seiner Frau den Stammhocker zurecht, und sie nahm Platz. Der Reporter ließ sich auf dem Hocker neben ihr nieder, rieb sich die Hände und bestellte eine Flasche Pils.

»Und Sie, Madame?« Georgette sagte immer Madame. Sie lächelte

Sheila dabei an.
»Ich habe mich für Kaffee entschieden.«
»Sehr gut, ein Pils, ein Kaffee.« Bevor sich die Bardame an die Arbeit machte, warf sie noch einen Blick auf das Fenster. Es befand sich rechts von der Bar.
Viel war nicht zu sehen. Draußen lag zwar Schnee, doch die Dunkelheit hatte ihre langen Schatten über die weißen Flächen ausgebreitet. Von den Bergen her schimmerten hin und wieder Lichter.
Die Häuser des Dorfes lagen ein wenig verstreut. Zahlreiche Häuser waren auch an den Hängen gebaut worden, die Lichter der Weihnachtsbäume waren gut zu sehen.
Georgette schenkte das Glas voll und fragte: »Wie war denn der heutige Tag?«
»Anstrengend«, erwiderte Bill.
»Wieso?«
»Wir haben uns zu regelrechten Pistenschrecks entwickelt.«
»So, meinen Sie das?« Georgette lachte. »Ja, das kann ich mir vorstellen.« Sie bückte sich und stellte die Kaffeemaschine an. »Und der Kleine? Schläft er?«
»Das wollen wir hoffen«, sagte Sheila.
»Gefällt es ihm denn?«
»Und wie. Er möchte gar nicht mehr weg.« Die Antwort gab Sheila, während Bill einen ersten langen Schluck nahm und dabei die Augen verdrehte, denn das Pils tat gut. Als er das Glas absetzte, war es fast leer. »Jetzt kann ich noch einen Spezialschnaps gebrauchen.«
»Pflümli?«
»Ja. Du auch, Sheila?«
»Um Himmels willen, nein.«
Bill bekam seinen. Er roch über das Glas und verdrehte die Augen. »Der schmeckt auch zum Kaffee«, sagte er.
»Du kannst mich trotzdem nicht umstimmen.«
»Bitte, wie du willst.« Bill kippte den Schnaps und schüttelte sich.
Das gehörte einfach dazu. Dann drehte er sich auf dem Hocker und wunderte sich darüber, daß so wenig Betrieb herrschte.
»Noch keiner da?«
Georgette lachte. »Sie dürfen nicht vergessen, daß die meisten Urlauber erst noch anreisen.«
»Sicher. Aber auch die Einheimischen sehe ich nicht.«
»In ein paar Tagen ist Weihnachten, da werden sie einiges zu tun haben. Auch Don Carlo, der Stammgast.«
Bill lachte. Er hatte ihn inzwischen auch kennengelernt. Don Carlo leitete einen Supermarkt. Den Feierabend verbrachte er meist an der Bar des Hotels. Hin und wieder erschien auch seine Frau, und die

Gespräche gingen fast bis in die Nacht.

»Noch eins!« bestellte Bill, als er auf sein leeres Glas schielte, an dessen Innenseiten lange Schaumstreifen nach unten rannen.

»Ist die Luft immer noch trocken?« fragte Sheila.

»Leider.« Bill verdrehte die Augen.

Sheila rutschte vom Hocker, während Bill gegen die Kerzenflamme eines Adventsgestecks blies, das auf der Theke stand. »Wo willst du hin, Mädchen?«

»Mal nach Johnny schauen.«

»Der wird schlafen. Tagsüber skilaufen, abends schwimmen. Johnny ist erschöpft.«

»Kontrolle ist sicherer. Und damit kann man bei Männern nie früh genug anfangen, nicht wahr, Georgette?«

Die Bardame nickte. »Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen, Madame«, sagte sie.

»Klar, die Frauen halten zusammen.« Diesmal schenkte Bill selbst ein und erkundigte sich nach Georgettes Wünschen. Sie nahm einen Rotwein aus dem Wallis.

Kaum hatte sie getrunken, als ein Mann auftauchte. Er war hochgewachsen, hatte braunes Haar und trug eine Brille. Er war wintermäßig gekleidet, wenn er die gefütterte Jacke auch über seiner Schulter trug.

»Guten Abend«, sagte er und winkte mit beiden Händen ab, als Georgette ihm seinen Wodka-Orange hinstellen wollte. »Nein, heute nicht.«

»Wieso? Ist etwas passiert?«

Carlo Lai holte eine Zigarettenpackung hervor und klopfte ein filterloses Stäbchen heraus. »Und ob. Es hat Ärger in der Viamala-Schlucht gegeben.«

»Wie das?«

»Da ist jemand abgestürzt.«

»Lebt er noch?« Georgette war so erschreckt, daß sie ihre Hände vor die Brust preßte.

»Ich weiß es nicht. Man hat ihn abtransportiert. Aber der Mann soll noch von seltsamen Wesen mit glühenden Augen gesprochen haben. Was daran stimmt, kann ich nicht sagen. Aber ich möchte mich gern überzeugen. Seit der Sache damals stehe ich solchen Dingen mehr als mißtrauisch gegenüber.«

Carlo Lai hatte auch Bill Conolly dabei angeschaut und in dem Reporter war die Neugierde erwacht. Er kannte Carlo zwar kaum, da er ihm erst am vorherigen Abend begegnet war, doch die beiden hatten schon ein paar Worte gewechselt.

»Was meinen Sie denn mit damals?«

Carlo winkte ab. »Ach, das ist eine böse Geschichte. Sie passierte auf

der Seelenburg. Dort hatte sich ein gefährlicher Hexenzirkel eingenistet, der von einem Mann namens Gordon Schreiber angeführt wurde. Ich habe da sogar fliegende Echsen gesehen.«

Bill lächelte. »Und eine Jane Collins haben Sie dort auch kennengelernt, wenn mich nicht alles täuscht…«

»Ja, da haben Sie recht. Aber wieso…?« Carlo sprach nicht mehr weiter, strich über sein Haar, drückte hastig den Zigarettenstummel aus und zog ein erstauntes Gesicht.

Bill erinnerte sich. Er war zwar nicht selbst an dem Fall beteiligt gewesen, doch sein bester Freund, der Geisterjäger John Sinclair, hatte ihm davon berichtet. Die Seelenburg lag nicht weit von Lenzerheide entfernt, und anscheinend braute sich wieder etwas zusammen, denn Bill bemerkte ein verdächtiges Ziehen im Leib.

Da reagierte er ähnlich wie John Sinclair. Er spürte förmlich, daß der Urlaub nicht so verlaufen würde, wie er es sich vorgestellt hatte.

»He, ich warte auf eine Antwort. Woher kennen Sie denn Jane Collins, Mister…«

»Conolly, Bill Conolly.«

»Entschuldigung, ich vergaß Ihren Namen. Aber noch einmal, woher kennen Sie die Dame?«

»Ich komme aus London, Miß Collins ebenfalls.«

»Aber London ist groß.«

»Sicher. Nur haben wir einen gemeinsamen Bekannten. Ich möchte sagen, einen gemeinsamen, sehr guten Freund. John Sinclair, wenn Sie den Namen schon mal gehört haben…«

»Und wie ich den gehört habe.« Don Carlos schüttelte den Kopf.

»Das gibt es doch nicht, das ist unmöglich. John Sinclair? Wie soll ich den vergessen können. Er und dieser Chinese…«

»Suko«, sagte Bill.

»Den kennen Sie auch?«

»Sicher. Ich gehöre praktisch als dritter dazu, mein Lieber.«

Don Carlos schlug sich gegen die Stirn. »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagte er. »Wirklich nicht. Das geht über meinen Verstand.«

»Nehmen Sie es hin.« Bill trank noch einen Schluck.

»So ein Zufall!« flüsterte Don Carlo. »So ein verflixter Zufall. Georgette, jetzt trinke ich einen Pflümli. Wirklich. Sogar einen Doppelten.«

»Und ich auch«, erklärte Bill.

Die Bardame schenkte zwei ein. Als die Männer die Gläser angehoben hatten, kehrte Sheila mit der Nachricht zurück, daß Johnny fest schlief.

Dann erzählte Bill. Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus.

Sheila hörte aufmerksam zu. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf.

Unglauben breitete sich auf ihrem Gesicht aus.
»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte sie.
»Doch«, sagte Bill. »So wahr ich hier stehe.« Ein paarmal nickte er zur Bestätigung seiner Worte. »Ich konnte es selbst nicht fassen, aber Mr. Lai hat mich überzeugt.«
»Sagen Sie Carlo, wie alle hier.«
»Okay, und ich bin Bill.«
Don Carlo stellte sein Glas weg. »So, nun muß ich fahren. Die Viamala im Dunkeln ist zwar nicht das Wahre, aber ich kenne mich zum Glück aus.«
»Haben Sie etwas mit der Rettung zu tun?« wollte Sheila wissen.
»Ja. Ich bin hier freiwillig bei der Bergwacht tätig.«
»Und ich komme auch mit, wenn ich darf!« schränkte der Reporter schnell ein.
»Aber, ich…«
»Bill«, mahnte Sheila.
Heftig drehte sich der Reporter um. »Ich muß mit, Sheila. Wenn da irgend etwas vorgefallen sein sollte, müßten wir John alarmieren.«
Sheila legte die Stirn in Falten. »Ich kann dich nicht halten. Tu, was du für richtig empfindest.«
»Okay, bis gleich.« Bill wandte sich an Don Carlo. »Wie lange wird es dauern?«
»Zwei bis drei Stunden vielleicht, oder?«
»Dann wäre ich gegen Mitternacht wieder zurück.«
»Aber Ihre Kleidung.« Don Carlos hatte noch Einwände.
Bill lachte. »Keine Sorge, ich ziehe mich schon noch um. Das dauert nur ein paar Minuten.« Er hauchte seiner hübschen Frau einen Kuß auf die Lippen und war verschwunden.
Carlo Lai folgte ihm schulterzuckend. »Schönen Abend noch«, wandte er sich an die beiden Frauen.
»Danke«, sagte Sheila.
»So ist das nun mal«, meinte Georgette. »Die Männer kann man nicht festhalten.«
»Aber meiner begibt sich immer in Gefahr«, sagte Sheila. »Das ist das Schlimme.«
»Sie gewöhnen sich daran.«
»Das habe ich schon. Leider. Wissen Sie was, Georgette? Jetzt trinke ich auch etwas.«
»Und was darf ich Ihnen geben?«
»Einen Pflümli.«
Da war selbst die Bardame völlig sprachlos.

***

Nie würde Bill Conolly die Fahrt von Lenzerheide zur Viamala

vergessen. Don Carlo, der auf seinen Mercedes eingeschworen war, fuhr wie der Henker.

In Lenzerheide lag eine geschlossene Schneedecke auf der Straße.

Sie verschwand jedoch, wurde brüchig und bestand schließlich nur noch aus Matsch, je näher sie dem in einem Tal liegenden Ort Tiefencastel kamen. Dort war kaum Schnee gefallen.

An einer Kreuzung stoppten sie kurz. Rechts ging es nach Thusis, links in Richtung Julier-Paß.

Sie fuhren nach Thusis, durch drei Tunnels, erreichten den Ort und bogen am Ortseingang nach links ab, in Richtung San-Bernadino-Tunnel.

Don Carlo hatte die neue Straße genommen. Die alte Viamala-Straße war zu eng und gefährlich. Im Winter gab es oft Glatteis.

Regelrechte Eisfallen, die schon manchem Autofahrer zum Verhängnis geworden waren.

Don Carlo kannte sich aus. Er hatte seinen Spaß, wenn Bill mal wieder zusammenzuckte.

»Hier haben wir doch kaum Schnee. In diesem Jahr sieht es noch nicht gut aus. Es muß noch mehr kommen.«

»Ohne mich.«

Wenig später stießen sie in den ersten Tunnel. Rechts türmten sich bereits die gewaltigen Bergwände der Viamala-Schlucht steil in die Höhe. Sie stiegen wirklich senkrecht von der Straße her hoch, waren aber nie glatt, sondern zerklüftet und zerrissen. Hin und wieder leuchteten Laternen an den Straßenrändern. In ihrem Lichtschein, der auch auf die Felswände fiel, sah Bill Conolly hin und wieder kleine Mulden im Gestein, die mit Schnee ausgefüllt waren.

Don Carlo nahm die kurvige Strecke mit Bravour. Er pfiff dabei noch vergnügt vor sich hin, und Bill sah, daß der Schnee mehr wurde, je höher sie kamen.

Dann ging es bergab, sie bogen schließlich ab, fuhren in ein Tal hinunter, das schon mehr den Ausdruck Schlucht verdiente, denn so eng wurde es.

Wie geisterhafte Schemen tauchten die Schilder auf, die auf die Viamala hinwiesen. Auch sie besaßen Schneehauben, die auf dem Metall festgefroren waren.

Nur wenige Wagen kamen ihnen entgegen. Wo im Sommer die Touristen ihre Fahrzeuge abstellten, war es gähnend leer.

Dann kam der offizielle Parkplatz. Er lag auf einer freien Strecke zwischen zwei Tunnels. Neben dem Parkplatz stand eine Andenkenbude. Die besaß ein vorgezogenes Flachdach, auf dessen Rändern mit weißer Farbe der Name Viamala-Schlucht gepinselt war.

Don Carlo lenkte seinen schweren Wagen in eine Parkbucht.

Noch ein Fahrzeug stand dort. Es war ein Allwetterwagen, ein

Subaro.
»Der gehört dem Bekannten«, erklärte Carlo Lai, als sie ausstiegen.
»Wo treibt er sich rum?«
Carlo Lai warf die Tür ins Schloß. Bill zog die Kapuze seiner Thermojacke hoch, denn es war kalt in der Schlucht. Von den Rändern, die sich als graue Linien scharf vor dem dunklen Blau des Himmels abhoben, pfiff ein unangenehmer Wind.
»Der wird irgendwo dort unten sein.« Carlo deutete über die Absperrung hinweg, die links von der Andenkenbude begann. »Es ist der Walter Rügi. Langlauflehrer von Beruf. Wegen seiner weißen Haare nennen wir ihn den Heino von Lenzerheide.«
»Und was macht er im Sommer?« fragte Bill.
Don Carlo lachte. »Da führt er Filme vor.«
Bill lachte. »Heiße Streifen?«
»Nein, normale. Vielleicht möchte er das.« Carlos lachte wieder und hielt sein Gesicht gegen den Wind. »Das wird verflucht kalt in der Nacht. Gibt einen knackigen Frost.«
»Und Schnee?«
»Kommt erst in den nächsten Tagen auf uns zu, sagen die Wetterpropheten.«
»Mir reicht es auch.«
»Lassen Sie das keinen echten Skifahrer hören, Bill.«
Zwischen Hütte und Gitter gab es ein Drehkreuz, durch das die Besucher mußten, wenn sie die Schlucht besichtigen wollten. Man warf eine Münze ein, die an der Andenkenbude verkauft wurde, und es löste sich die Sperre.
Don Carlo und Bill mußten das Kreuz übersteigen. Direkt dahinter gab es eine schmale Plattform, an die sich eine Treppe anschloß, die steil in die Tiefe führte, rechts ein Geländer besaß und links von der Wand gesichert wurde.
Es war gefährlich, die Stufen hinunterzugehen, denn auf einigen lag Eis.
»Halten Sie sich gut fest, Bill«, riet der Einheimische und begann damit, die Treppe nach unten zu steigen.
An die erste schloß sich eine zweite Treppe an. Jeweils unterbrochen von schmalen Plattformen. Mit Gittern war alles gesichert worden, und Don Carlo holte auch eine Taschenlampe hervor, deren Schein er auf die Stufen fallen ließ.
Blau schimmerte das Eis an den Rändern. Bill sprach nicht mehr, weil er sich auf den Weg konzentrieren mußte.
Carlo Lai war schon vorgegangen. Er leuchtete jetzt mit seiner Lampe höher, und der helle Lichtschein erfaßte eine Bank.
»Verdammt«, sagte Carlo.
»Was ist denn?«

Der Mann aus Lenzerheide drehte sich. »Da sitzt dieser Walter doch auf der Bank und pennt.«

»Und das bei dem Wetter«, bemerkte Bill.

»Das ist es ja gerade, was mich stutzig macht«, erwiderte Carlo Lai, wandte sich um und ging weiter. Noch ein paar Stufen, dann hatte er den wartenden Walter Rügi erreicht.

Er rüttelte ihn an der Schulter. »He, du lahme Krücke, wach endlich auf, Mensch!«

Rügi rührte sich nicht. Sein Kopf war nach vorn gesunken. In Bill keimte ein schlimmer Verdacht hoch. Als Don Carlo den Mann zum zweiten Mal berührte und die Hand zurückzog, war sie naß.

»Blut!« keuchte er, als er mit der Lampe dagegen leuchtete. »Das ist ja Blut.«

Bill Conolly schob den Mann zur Seite. Auch er faßte Walter Rügi an, ziemlich heftig sogar.

Da kippte er ihm entgegen. Die Mütze rutschte vom Kopf, das weiße Haar war rot. Vom Gesicht fehlte ein Teil.

Walter Rügi lebte nicht mehr!

***

Der Flug verging wie im Traum.

Und ich hatte auch das Gefühl, zu träumen.

Es war ein Traum. Wenn ich darüber nachdachte, fragte ich mich, wieso ich überhaupt in die Maschine gekommen war.

Zielflughafen Zürich.

Ich hatte mein Ticket mit einem Scheck bezahlt. Alles war klar gewesen, ich war sogar durch die Kontrollen geschlüpft, mein Ausweis hatte mir geholfen, denn ich durfte Waffen tragen, aber nun hockte ich auf dem Sitz und merkte allmählich, daß etwas schiefgelaufen war.

Nur Weihnachtsgeschenke hatte ich einkaufen wollen.

Jetzt saß ich in der Maschine nach Zürich.

Allmählich begann mein Verstand wieder klar zu arbeiten. Ich ließ die vergangenen Dinge vor meinen geistigen Augen Revue passieren, und mittlerweile kam auch die Erinnerung zurück.

Ich war in das Schallplattengeschäft gegangen, um eine LP zu holen. Da war mir schlecht geworden.

Wirklich nur übel?

Verdammt, das war doch etwas anderes. Ich wollte mich nicht damit abfinden. Wenn ich bei klarem Verstand gewesen wäre, dann hätte ich doch nicht so etwas getan.

Auch bei einer Übelkeit waren die normalen Reaktionen nicht lahmgelegt. Nein, da war etwas anderes geschehen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« erkundigte sich die

Stewardeß freundlich.
»Wenn Sie einen Whisky hätten…«
»Natürlich, Sir. Scotch oder Bourbon?«
»Scotch bitte.«
»Sehr gern.« Sie verschwand und kam mit einem Tablett zurück.
Das Sodawasser ließ ich stehen. Langsam trank ich, und der Whisky schien meine Gedanken klargefegt zu haben, denn plötzlich wurde mir richtig bewußt, daß ich mich auf dem Flug nach Zürich befand.
Zürich liegt in der Schweiz, und dort hielten sich auch die Conollys auf, um ihren Winterurlaub zu verbringen.
Zufall? Manipulation? Ich glaubte an letzteres. Man hatte mich magisch manipuliert. Irgend jemand wollte, daß ich in die Schweiz kam. Aber wer?
Ich nahm noch einen Schluck, doch die Lösung wurde mir nicht serviert. Plötzlich mußte ich lachen. Ich dachte daran, daß ich für einen Winterurlaub in der Schweiz überhaupt nicht angezogen war.
Zudem hatte ich auch nichts mit, nicht einmal Ersatzunterwäsche.
Ich bat die Stewardeß zu mir und fragte sie, ob sie etwas Geld umtauschen konnte.
Das tat sie gern. Danach steckten in meiner Tasche knapp Franken und einige Münzen. So war ich wenigstens nicht ohne Kleingeld. Schecks trug ich genug bei mir. Ich würde mich in diesem fremden Land durchschlagen können.
Warum die Schweiz?
Diese Frage quälte mich besonders. Noch etwas kam hinzu. Sir James und Suko waren nicht informiert. Die würden mich sicherlich überall suchen, nur nicht da, wo ich landete.
Da mein Zeitgefühl ein wenig durcheinandergeraten war, mußte ich die Stewardeß nach der Landezeit fragen.
»Oh, wir sind in einer Stunde in Zürich.«
»Danke sehr!«
Von Zürich war es nicht mehr weit bis Lenzerheide. Dort machten die Conollys Urlaub. Ich konnte sicherlich noch einen Zug bekommen, der mich zu meinem Ziel brachte.
So etwas war mir auch noch nie passiert. Da hatte mich doch irgend jemand überraschen können. Ob dieser Unbekannte vielleicht mit der Seelenburg zusammenhing? Auch sie hatte im Kanton Graubünden gestanden oder stand noch immer dort. Auf meiner Fahrt zu ihr war ich auch durch Lenzerheide gekommen, deshalb kannte ich mich einigermaßen dort aus. Ich erinnerte mich auch an die Einheimischen, die ich während des Falls der Seelenburg dort kennengelernt hatte. [3]
Nur die Namen fielen mir nicht mehr ein. Den einen nannten sie Sir Archie oder so ähnlich, und der andere wurde Carlo gerufen.
Das spielte jetzt keine Rolle. Ich freute mich schon auf Bills Gesicht,

wenn er mich plötzlich entdeckte. Zum Glück kannte ich den Namen des Hotels, in dem der Reporter abgestiegen war.

Irgendwie fand ich meine gute Laune zurück und mußte sogar lächeln. Die Sorgen drängte ich in den Hintergrund, völlig ausschalten konnte ich sie allerdings nicht.

Da lauerte irgend etwas in weiter Ferne, das mich, John Sinclair, beeinflußt hatte.

Ich war gerufen worden, und ich würde kommen.

Wir flogen Zürich an. Es war dämmrig geworden. Unter uns glitzerten zahlreiche Lichter. Zwischen ihnen erkannte ich einen großen dunklen Fleck.

Es war der See.

Schon mußten wir das Rauchen einstellen und uns anschnallen.

Die Maschine verlor rasch an Höhe. Die Lichter wurden größer, sie strahlten durch die Dunkelheit.

Landebahnbeleuchtung strahlte rhythmisch auf. Sie erinnerte mich an Szenen aus den Filmen des bekannten Regisseurs Spielberg.

Bodenkontakt. Das Schaukeln hielt sich in Grenzen.

Gegenschub. Dann rollten wir aus.

Ich befand mich in Zürich. Kopfschüttelnd löste ich den Gurt, als die Maschine stand; wenn mir das jemand bei Dienstantritt erzählt hätte, ich hätte ihn für verrückt erklärt. Aber die Schwarze Magie ging oft seltsame Wege, und diesen Wegen mußte ich in meinem Job folgen.

Ich war so ziemlich einer der letzten Passagiere, als ich mich dem Ausstieg näherte. Die Stewardeß schenkte mir noch ein freundliches Abschiedslächeln und wünschte mir einen angenehmen Aufenthalt in der Schweiz.

Ob der angenehm werden würde, wagte ich zu bezweifeln. Zuviel stand auf dem Spiel.

In der Zollkontrolle blieb ich hängen. Man fand natürlich meine Beretta. Ich wurde in einen Nebenraum geführt, zeigte meinen Sonderausweis und sprach mit einem hohen Beamten vom Zoll.

Dieser Ausweis öffnete mir nur in England Tür und Tor. Die Schweizer stellten sich zwar nicht stur, aber ich mußte mich zumindest registrieren lassen.

Danach bat ich um eine Verbindung mit London. Sicher hatten Sir James und Suko bereits Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich zu finden. Ich wollte sie durch den Anruf von ihren Qualen erlösen.

Beide erwischte ich in Sir James’ Büro. Die Stimme des Superintendenten klang zuerst erleichtert, danach allerdings war der ärgerliche Tonfall nicht zu überhören.

»Wie kommen Sie nach Zürich?«

»Mit dem Flugzeug!« erklärte ich.

»Daß Sie nicht gelaufen sind, ist mir klar. Aber es lag kein Grund vor, so mir nichts dir nichts zu verschwinden.«

»Ich bin auch nicht freiwillig geflogen.«

»Das habe ich mir gedacht. Erzählen Sie!«

Es wurde ein ziemlich langes Gespräch, Sir James hörte sehr aufmerksam zu. Er zeigte sich nicht weniger überrascht als ich, sogar sein Schnaufen konnte ich vernehmen.

»Kommen Sie denn klar, John?«

»Ich hoffe es.«

»Aber Sie wissen nicht, wo Sie den Hebel ansetzen sollen?«

»Genau.«

»Soll ich Suko schicken?«

Ich dachte nach. Suko war ein guter Partner. Er konnte so manches Eisen aus dem Feuer reißen, und ich stimmte meinem Chef zu.

»Sie können ihn mir aber noch eben geben.«

»Gut, ich verabschiede mich.«

»Was machst du denn für Sachen?« erkundigte sich der Chinese. »Fliegst einfach durch die Weltgeschichte?«

»So ähnlich. Komm so rasch wie möglich.«

»Und wo finde ich dich?«

»Ich werde am Flughafen sein.«

»Du weißt, daß sich die Conollys ganz in der Nähe aufhalten.«

»Klar. Vielleicht werde ich hinfahren, aber ich will erst sehen, wie sich die Spur weiter entwickelt.«

»Und das über Weihnachten.«

»Das müßten wir unter Umständen hier feiern, falls wir überhaupt dazu kommen.«

»Dann bringe ich Shao mit.«

»Das wird ein Familienfall!« Ich lachte. »Okay, du nimmst die nächste Maschine.«

»Das Gespräch wird teuer«, erklärte der Schweizer Zollkollege, als ich den Hörer aufgelegt hatte.

»Kann ich mir vorstellen. Geben Sie mit bitte eine Quittung.«

»Natürlich.«

Fast hundert Franken hatte ich zu zahlen. Eine stolze Summe.

Hoffentlich rentierte sie sich. Ich erkundigte mich nach der nächsten Maschine aus London.

Sie landete erst am anderen Morgen. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als solange zu warten. Ich bedankte mich bei dem freundlichen Zollmenschen und mußte mir noch eine Frage gefallen lassen.

»Sagen Sie mal, Herr Sinclair, was wollen Sie eigentlich hier? Gibt es ein internationales Verbrechen, das Sie aufzuklären haben?«

»Nein.«

»Aber was wollen Sie dann?«

»Das weiß ich selbst nicht«, gab ich zurück und hob bedauernd die Schultern.

Ich löste wenig später noch einige Schecks in Bargeld um und machte mich auf die Suche nach einem Hotel. Nach Lenzerheide wollte ich am nächsten Tag fahren. Ich fand eine schmucke Pension nicht weit vom Flughafen entfernt. Jetzt konnte ich eigentlich nur darauf warten, daß die andere Seite sich wieder meldete.

Und da war ich gespannt…

***

Der oder die Mörder hatten kein Erbarmen gekannt. Sie mußten den weißhaarigen Langlauflehrer mit harten, spitzen Gegenständen traktiert haben, denn dessen Gesicht zeigte grauenhafte Zerstörungen.

Carlo Lai griff mit zitternden Händen nach der Zigarettenschachtel. »Wer macht denn so etwas?« flüsterte er und schüttelte immer wieder den Kopf. »Das will ich einfach nicht glauben.«

»Da sagen Sie was«, murmelte Bill.

»Das sind doch keine Menschen mehr.«

»Wahrscheinlich nicht.«

Carlo stieß den Rauch in die klare Winterluft. »Ob es die Wesen gewesen sind, die diese glühenden Augen gehabt haben sollen?« murmelte er mehr zu sich selbst.

»Das kann man annehmen.«

»Aber wo finden wir sie?«

Bill deutete in die Schlucht. Sie lag wie ein dunkles, gewaltiges Loch vor ihnen. Aus dieser Finsternis hörten sie ein gewaltiges Rauschen, denn Gletscherwasser stürzte als gewaltiger Wasserfall in die Tiefe und strömte in seinem engen Flußbett durch die Schlucht.

Das Rauschen des Wassers kam dem Reporter wie ein höhnisches Lachen vor. In dieser tiefen Dunkelheit, wo er rein gar nichts erkannte, da konnte durchaus eine Armee von Feinden lauern, die sich in irgendwelchen Schlupfwinkeln verborgen hielt und darauf wartete, daß neue Opfer kamen.

Da hatte jemand von Wesen mit seltsamen Augen gesprochen.

Waren sie die Mörder?

Obwohl Bill Conolly noch keine endgültige Gewißheit besaß, konnte er davon ausgehen. In der Viamala mußte etwas lauern, das eine tödliche Bedrohung darstellte. Bill Conolly glaubte sogar, den Atem des Bösen zu verspüren, einen dämonischen Pesthauch, der durch die Schlucht wehte und ihn erfaßte.

Über seinen Rücken kroch eine unsichtbare, kalte Hand. Er schüttelte sich, räusperte sich auch ein paarmal und wandte sich um.

Carlo warf seinen Zigarettenstummel weg. Er beschrieb einen glühenden Halbkreis, bevor er zu Boden fiel, dort Funken

hochschleuderte und schließlich verlöschte. »Es ist wie damals«, murmelte der Leiter des Supermarktes, »wie damals…«

»Wovon reden Sie?« fragte Bill.

»Von dieser Seelenburg und den geflügelten Monstren. Ich fand auf dem Weg nach Davos, glaube ich, eine schwerverletzte Frau. Sie trug einen Brief bei sich, dessen Absender die Frau war, die wir beide kennen. Jane Collins.«

Bill trat näher an Carlo heran. Er schaute dabei auf den Toten. Der Körper war zur Seite gerutscht, hielt sich allerdings noch aufrecht.

Vor der Bank schimmerten die Eisbeulen bläulich auf dem Boden.

»Jane Collins ist nicht mehr die, die Sie vielleicht von früher her kennen, Herr Lai«, sagte er.

»Wieso nicht?«

»Sie hat sich verändert.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Miß Collins wechselte die Seite«, erklärte Bill. »Sie ist in einen dämonischen Bann geraten. Die Oberhexe Wikka hat sie unter ihre Kontrolle bekommen.«

»Was?«

»Ja, leider. Wir konnten nichts mehr tun, uns waren die Hände gebunden.«

»Und jetzt?«

»Müssen wir uns damit abfinden, daß Jane Collins unsere Feindin ist. Daran führt kein Weg vorbei.«

Carlo war bleich geworden. Das stellte Bill selbst in der herrschenden Dunkelheit fest. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, schluckte und sagte etwas, das Bill nicht verstand.

»Kommen Sie, Carlo, hier haben wir nichts mehr zu suchen. Wir müssen die Polizei alarmieren.«

»Natürlich.«

»Gibt es hier eine Mordkommission? Ich meine in Thusis.«

»Kaum, die Leute sitzen in Chur.«

»Dann müssen sie eben herkommen.«

»Die werden sich freuen. Das ist eine verdammte Strecke«, erklärte der Einheimische. »Aber was soll's?«

Wenig später saßen sie wieder im Wagen des Mannes aus Lenzerheide und fuhren die Strecke zurück. Bill gab sich sehr schweigsam, auch Carlo sagte nicht viel. Er fuhr jetzt sogar langsamer und vorsichtiger, irgendwie hatte er einen Schock bekommen.

Von einer Telefonzelle aus alarmierten sie die Polizei, und Bill rief noch im Hotel an, denn er wollte Sheila Bescheid sagen, daß es doch länger dauern würde.

»Ich hatte es mir schon gedacht«, sagte die Frau. »Können wir den Urlaub in den Wind schreiben?«

»Hoffentlich nicht. Wie es allerdings aussieht, werde ich wohl John Bescheid sagen müssen.«

»Ist es so schlimm?«

»Es kann noch schlimmer werden«, erklärte Bill und verabschiedete sich von seiner Frau.

Als er die Zelle verließ, zeigte sein Gesicht einen harten Ausdruck. Sie hatten Urlaub machen wollen, jetzt steckten sie wieder bis zum Hals in einem neuen Fall.

Es war wirklich zum Heulen…

***

»Nun, hat es Ihnen geschmeckt?« fragte die nette Wirtin, als sie den Teller abräumte.

Ich deutete auf meinen Magen. »Geschmeckt ist gar kein Ausdruck. Es war köstlich.«

»Möchten Sie kein Dessert mehr?«

Ich rang die Hände. »Um Himmels willen, nein. Ich möchte mich ja nicht überessen.«

Die Wirtin lächelte und ging. Ich saß in der Ecke der gemütlichen Gaststube. Die Zimmer befanden sich in der ersten Etage. Es waren kleine Räume, aber pieksauber. Lampen, die von der Decke, herabhingen und mit Stoffschirmen versehen waren, gaben einen gemütlichen Lichtschein ab. In dieser Gaststätte konnte man sich wohlfühlen.

Zur Verdauung trank ich noch einen Pflümlischnaps, streckte die Beine aus, rauchte und spürte die wohlige Mattheit, die allmählich durch meinen Körper kroch.

Ich hatte es nach all den Aufregungen verdient, mich einmal ausruhen zu können. Dieser unfreiwillige Flug steckte mir noch in den Knochen, und ich begann abermals, darüber nachzudenken, und wollte auch die näheren Umstände analysieren.

Das gelang mir nicht. Meine Gedanken schweiften immer ab. Ich hatte Mühe, sie überhaupt zu formulieren. Für mich war es am besten, wenn ich nach oben ging und mich hinlegte.

Es kostete mich bereits Überwindung aufzustehen und durch den Gastraum zu gehen. Die Wirtin saß mit zwei Einheimischen am Tisch und unterhielt sich.

»Wollen Sie schon hoch?« fragte sie mich, als ich die drei Leutchen passierte.

»Ja, ich bin zu müde.«

»Dann schlafen Sie gut, Herr Sinclair.«

»Das werde ich auch.«

Die alten Holzstufen bewegten sich, als ich die Treppe hochschritt. Auf dem Gang oben brannten zwei kleine Stehleuchten. Ich mußte

genau schauen, um meine Zimmernummer zu erkennen.
Es war das fünfte Zimmer.
Als ich den Raum betrat, fröstelte ich im ersten Augenblick, denn ich hatte das Fenster nicht geschlossen, und die kühle Luft war in das Zimmer gedrungen. Eine Ecke hatte man abgeteilt. Dort befand sich die kleine Dusche. Eine Extra-Toilette gab es nicht. Da mußte ich bis ans Ende des Ganges laufen.
Ich stellte mich ans Fenster und schaute nach draußen. Zahlreiche Lichter schimmerten noch durch die Finsternis. Sie grüßten wie ferne Sterne. Ich schaute auf die Uhr. Eigentlich war es noch früh, aber ich mußte am anderen Tag zeitig aufstehen, da war es schon besser, wenn ich mich jetzt ins Bett legte.
Eine Zahnbürste hatte ich mir noch besorgt. Auch frische Unterwäsche und einen Faltkoffer. Langsam entkleidete ich mich. In der Unterwäsche legte ich mich aufs Bett und freute mich über das dicke Kissen. Ich löschte die Nachttischlampe und blieb auf dem Rücken liegen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt.
Obwohl ich müde war, konnte ich keinen Schlaf finden. Zuviel war in den letzten Stunden geschehen. Die Ereignisse wiederholten sich und rollten noch einmal vor meinem geistigen Auge ab. Ich sah mich wieder im Schallplattengeschäft, dann im Flugzeug und dachte auch an die plötzliche Schwäche, die mich überfallen hatte.
Das hatte keine normale Ursache.
Ohne es eigentlich zu wollen, hatte ich den Namen Zürich genannt. Wenn ich im nachhinein überlegte, gab es überhaupt keinen Grund, hierherzufahren.
Man hatte mich gelockt!
Wer?
Befanden sich die Conollys vielleicht in Gefahr? War mit ihnen etwas geschehen? Hatte Bill einen gedanklichen Kontakt mit mir aufgenommen?
Auch das war nicht von der Hand zu weisen, denn etwas Ähnliches hatte der Reporter vor Jahren mal praktiziert.
Wie ich es auch drehte und wendete, zu einem Ergebnis kam ich nicht. Bis plötzlich etwas passierte.
Eine Stimme war da.
In meinem Gehirn klang sie auf. Ein Fremdkörper innerhalb meiner Gedanken. Und diese Stimme lockte mich nicht nur, sie lachte mich irgendwie aus.
»Jetzt bist du in der Nähe, John Sinclair!«
Ich zuckte hoch, setzte mich hin, und mein erster Griff galt dem Silberkreuz.
Da tat sich nichts. Es hatte sich nicht einmal erwärmt. Lag glatt und kühl auf meiner Haut.

»Ich begrüße dich, Geisterjäger!«

Verdammt, die Stimme kannte ich. Natürlich, erst jetzt blickte ich genau durch. Wer da zu mir gesprochen hatte, war keine geringere als die ehemalige Detektivin Jane Collins!

Das war ein Hammer. Automatisch fiel ich aus der unbequemen Lage zurück und dachte an Jane. Aus welchem Grunde hatte sie mich gerufen? Wollte sie mir ans Leder?

»Ich freue mich, daß du gekommen bist, John. Ich freue mich sehr. Du kannst gar nicht anders, als mir zu gehorchen. Und ich habe bereits einen Platz zum Sterben für dich ausgesucht!«

Sterben sollte ich.

Wo? Und durch wen? Durch Jane? Sie haßte mich. Sie haßte mich mit all der Kraft ihrer dämonischen Seele. Davon mußte ich ausgehen. Und sie hatte sich auch nicht gescheut, Morde zu begehen.

Ich befand mich in der Schweiz. Die Seelenburg lag nicht einmal weit entfernt von hier. Ob dieser Fall und das geheimnisvolle Auftreten der Jane Collins damit etwas zu tun hatte?

Das war möglich.

Vielleicht konnte ich mit ihr sprechen. Ich konzentrierte meine Gedanken auf sie. Die Müdigkeit war verflogen. Schwarze Magie hatte mich wieder hellwach werden lassen.

Ich starrte in die Dunkelheit des Zimmers. Mir gegenüber befand sich die Wand, links ging es zur Tür, rechts vom Bett schimmerte ein helleres Rechteck, das Fenster.

Außer mir befand sich niemand im Raum. Und doch war etwas vorhanden. Ein schleichendes, magisches Gift, das ich genau spürte und das durch alle Wände und Ritzen zu mir hinkroch. Die Atmosphäre veränderte sich. Sie wurde drohender, beklemmender. Da war etwas in unmittelbarer Nähe, und es lauerte darauf, zuschlagen zu können.

Ich saß zwar nicht aufrecht im Bett, aber ich war gespannt und bereit, sofort aufzuspringen, sollte ich aus der Dunkelheit angegriffen werden.

Dann sah ich das Schimmern.

Nicht am Fenster, sondern mir gegenüber, wo sich die Wand befand, an der auch der schmale Schrank stand. Für mich konzentrierte sich die Magie auf genau den Fleck, denn aus dem Hellen wurde allmählich ein rötliches Gebilde.

Ich hielt den Atem an, denn das Gebilde nahm menschliche Formen an.

Ein Geist.

»John Sinclair!« Die Stimme war ein Hauch, der mir entgegenwehte. Sie lockte, sie war gleichzeitig voller Haß und Bösartigkeit, und ich kannte sie, denn Jane Collins war gekommen.

»Jane?« fragte ich. Als ich den Namen ausgesprochen hatte, schlug mein Herz schneller.

»Ja, ich bin hier, John.«

»Verdammt, Jane, was soll das?«

»Freust du dich nicht, daß ich gekommen bin, John? Du hast doch Sehnsucht nach mir gehabt.«

Ich schüttelte den Kopf. Vor meinen Augen lief etwas Unheimliches ab. Ich fand keine Erklärung dafür, aber daß es Jane war und keine Halluzination, stand außer Zweifel.

»Was willst du?«

»Dich besuchen, John. Mein Geist kommt zu dir. Und er will dir erklären, was mit dir geschehen wird.« Sie lachte leise, was bei mir einen Schauer verursachte. »Du sollst begraben werden, John. Die Schlucht wartet auf dich. Die Viamala wird zum Schrecken. Sie hat nichts von dem verloren, was sie einmal war. Sie ist gefährlich, grausam, und in ihr lauern die Geister der Urzeit. Wir haben sie erweckt, sie gehorchen unserer Magie, denn Wikka ist mächtig.«

Ich hätte es mir denken können. Die oberste Hexe war also auch mit im Spiel.

Wikka!

Klar doch. Wo sich Jane Collins befand, da war auch Wikka nicht weit. Die beiden gehörten zusammen wie Pech und Schwefel. Da ließ die eine auf die andere nichts kommen, denn Jane war nicht nur eine gelehrige, sondern die beste Schülerin gewesen.

Sie sprach weiter. Es war allerdings mehr ein Zischen, das mir entgegenklang. »Du bist unserem Ruf sehr wohl gefolgt. Wir haben durch die Magie der Erdgeister dafür gesorgt, daß dies geschehen konnte. Wir trafen dich hart, du warst verloren. Entfernungen spielten dabei keine Rolle, denn unsere Magie ist stark. Und du wirst uns folgen. Die Schlucht soll zu deinem Grab werden…«

»Wer lauert in der Schlucht?«

»Die Bergdämonen. Gierige Teufel, die sich besonders über Menschen freuen. Willst du sie sehen?«

»Verzichte!«

»Ich habe sie aber mitgebracht«, sagte Jane und lachte leise bei ihren Worten.

Im nächsten Moment veränderte sich die Lage gedankenschnell zu meinen Ungunsten. Bevor ich eingreifen konnte, sah ich die beiden Augenpaare rechts und links der Detektivin schimmern. Es waren rotgelbe Augen, und ich glaubte auch, Körper zu erkennen.

Sofort drehte ich mich um, streckte den Arm aus, und meine Hand fand den Lichtschalter.

Es wurde hell.

Diesmal hatte ich es nicht mit einer Geistererscheinung zu tun.

Die beiden Dämonen waren echt. Und sie griffen mit teuflischer Raffinesse an…

***

Vom Eingang der Schlucht her bis zum Fundort der Leiche war alles hell erleuchtet. Die Männer der Mordkommission hatten ihre starken Jupiterlampen mitgebracht, die jeden Quadratzentimeter des Bodens ausleuchteten.

Selbst die Beamten der Mordabteilung waren geschockt, als sie die Leiche sahen. Walter Rügi mußte schrecklich gelitten haben, bevor er endlich gestorben war.

Natürlich hatten die Männer Fragen. Bill und Carlo jedoch wollten nicht alles sagen. Ihren Verdacht behielten sie für sich, niemand sollte die Pferde scheu machen, wobei fraglich war, ob die Polizisten ihnen überhaupt glaubten. Zudem hatten sie keinerlei Beweise. Sie waren nur auf Vermutungen angewiesen. Wesen mit gelbroten Augen hatten sie nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht hätte ihnen Walter Rügi mehr darüber erzählen können, doch er war tot.

Der Leitende Kommissar hieß Quinter. Er war ein Mann im mittleren Alter, trug einen Oberlippenbart und eine dünne Goldrandbrille. Bill Conolly und Don Carlo wurden im Wagen des Beamten vernommen.

»Sie haben die Leiche also gefunden?« stellte der Polizist fest.

»Ja.«

»Hatten Sie einen besonderen Grund, zur Schlucht zu fahren?«

Beide wußten, daß diese Frage gestellt werden würde, deshalb hatten sie sich die Antwort schon vorher zurechtgelegt.

»Den hatten wir in der Tat, Herr Kommissar«, erwiderte Carlo Lai.

»Und welchen?«

»Wir wollten den Ermordeten sprechen.«

»Gab es einen besonderen Grund für das Treffen?«

Bill und Carlo schauten sich an. Als der Mann aus Lenzerheide nickte, sagte Bill: »Den gab es in der Tat.«

»Dann bitte.« Der Polizist blieb freundlich. Er war aber auch hartnäckig.

Diesmal antwortete Carlo Lai. »Walter Rügi wollte uns etwas zeigen, Herr Kommissar.«

»Und was?«

»Das wissen wir leider nicht.«

Quinter nahm die Brille ab und reinigte die Gläser. Er schaute dabei nur auf das Gestell, aber er sprach trotzdem weiter und sagte zu den beiden Männern: »Irgendwie kann ich Ihnen nicht so recht glauben, was Sie mir da gesagt haben.«

»Weshalb nicht?« fragte Bill.

Quinter setzte die Brille wieder auf und zwinkerte mit den Augen.

»Ganz einfach, weil man normalerweise nicht ohne Grund in dieser kalten Winternacht losfährt. Ohne triftigen Grund meine ich.«

»Den hatte der Mann.«

Der Kommissar winkte ab. »Hören Sie auf. Rügi wird Ihnen doch eine Andeutung gemacht haben.«

»Hat er nicht.«

»Und Sie fahren einfach so los?«

Carlo Lai rückte ein wenig mit der Wahrheit heraus, als er erwiderte: »Es war so. In dieser Schlucht ist heute jemand verunglückt. Der Mann ist nach meinen Informationen gestorben. Da ich mich für einen Teil der Sicherheit in den Bergen verantwortlich fühlte, wollte ich mir die Sache einmal ansehen. So genau war es.«

»Das ist immerhin etwas«, antwortete der Kommissar. Danach schaute er Bill an. »Und Sie?«

»Ich bin nur mitgefahren, da ich Herrn Lai kenne. Meine Familie und ich machen Urlaub in Lenzerheide.«

»Wo?«

»Im Hotel Sonnenstern.«

»Sie bleiben noch über die Feiertage, nicht wahr?«

»Keine Angst, ich gehe Ihnen schon nicht von der Fahne. Wenn Sie Fragen haben, Kommissar, stehe ich Ihnen gern mit Rat und Tat zur Seite.«

»Sehr großzügig.«

»Ist sonst noch etwas?« erkundigte sich Carlo Lai.

»Nein, vorerst nicht. Da ich Ihre Personalien habe, können Sie wieder fahren.«

»Danke.« Die beiden Männer verließen den Dienstwagen des Polizeibeamten.

Draußen atmete Bill tief durch, bevor er leise sagte: »Ich dachte schon, Sie hätten unsere Vereinbarung gebrochen.«

Carlo schüttelte den Kopf. »Nie. Aber wir mußten dem Kommissar einen Köder hinwerfen. Quinter ist bekannt für seine Hartnäckigkeit. Wenn der sich einmal in eine Spur verbissen hat, läßt er sie so leicht nicht mehr los. Das hat sich inzwischen herumgesprochen.«

Soeben wurde die Leiche abtransportiert. Da die Männer das Licht der Scheinwerfer durchbrachen, leuchteten die hellen Strahlen den Toten für einen Moment an.

Er bot ein so grauenhaftes Bild, daß Bill und Carlo sich abwandten.

»Nein«, flüsterte Carlo, »das können keine Menschen getan haben. So etwas nicht.«

Auch die Beamten der Mordkommission waren davon überzeugt.

Sie unterhielten sich über den Fall. Der Arzt meinte: »Das habe ich noch nie gesehen. Als wäre der Mann von irgendwelchen Tieren angegriffen worden.«

»Die es hier nicht mehr gibt«, nahm der Kommissar den Faden wieder auf. »Oder glauben Sie an Wölfe?«

»Auf keinen Fall.«

Quinter bedachte die beiden Zeugen noch mit einem langen Blick, bevor er zu seinem Wagen ging. Auf dem Weg dorthin meinte er:

»Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie mir etwas verschweigen. Und ich werde auch noch herausfinden, was es ist.«

»Das bleibt Ihnen überlassen, Kommissar«, erwiderte Carlo Lai.

»Wir fühlen uns nicht schuldig.«

Quinter lachte. »Das kann ich mir gut vorstellen, aber sehen Sie sich vor. Sie machen sich strafbar, wenn Sie Informationen zurückhalten.« Er stieg ein und schlug die Wagentür seines Dienstvolvos zu.

Bill und Carlo schauten dem Fahrzeug nach. »Er hätte uns nicht geglaubt«, sagte der Reporter. »Wirklich nicht, deshalb haben wir auch nichts verschwiegen.«

»Wenn Sie das sagen. Kommen Sie, Bill! Ich will mir hier nicht die Füße abfrieren.«

»Dann wollen Sie sich nicht die Schlucht weiter ansehen?«

Carlo stieß einen erstaunten Ruf aus. »In der Nacht? Nein, das ist mir zu gefährlich.«

Bill hob die Schultern. »Ich bin immer der Ansicht, daß eine Spur nicht kalt werden darf.«

»Soll das heißen, daß Sie es noch versuchen wollen?«

»Mal sehen. Die Beamten fahren ja weg. Um uns kümmert sich niemand.«

In der Tat hatten die Männer die Lampen wieder abgebaut und die Geräte eingepackt. Zwei helle Auspuffwolken hinter sich herziehend, rauschten die Fahrzeuge davon.

Bill und Carlo standen am Gitter. Bis auf das aus der Tiefe klingende Rauschen des Wassers war es still geworden. Der Reporter starrte in die Tiefe.

Unheimlich und drohend kam sie ihm vor. Kein Licht brannte in der Viamala. Sie bot Verstecke für eine halbe Armee. Die Wände schienen grau und gefährlich in den dunkelblauen Winterhimmel zu steigen. Wo sie aufhörten, zeichneten sich Schatten ab.

Carlos trat neben den Reporter. »Kommen Sie, Bill, es hat keinen Sinn, hier herumzustehen.«

Conolly schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Er muß irgend etwas entdeckt haben.«

»Ja, der Schwerverletzte sprach auch von diesen Wesen.«

»Das meine ich nicht. Oder doch?« berichtigte sich Bill Conolly.

»Aber Ihr Langlauflehrer hat sicherlich etwas gefunden, das sich ganz in der Nähe aufhält.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Hätten wir ihn sonst auf der Bank gefunden, die sich ziemlich dicht am Eingang befindet?«

»Das stimmt auch wieder«, gab Carlo zu.

»Wir brauchen ja nicht in die Schlucht hinabzusteigen, sondern können nur ein kleines Stück nach unten gehen. Vielleicht finden wir Spuren. Möglicherweise zeigen sie sich auch.«

»Diese Wesen?«

»Natürlich.«

»Daran will ich nicht so recht glauben«, erwiderte der Leiter des Supermarktes. »Nein, ich kann es mir nicht vorstellen.«

»Ich schaue nach. Geben Sie mir bitte die Lampe.«

»Nicht nötig, Bill.« Carlo stieß die Worte hastig aus. »Sehen Sie mal dort.« Er streckte den rechten Arm vor und deutete schräg in die Tiefe der Schlucht.

Bill hielt den Atem an. Ein unheimliches Bild bot sich seinen Augen. In der gefährlichen Tiefe der Schlucht und innerhalb der Schwärze lauerten zwei rotgelbe Augenpaare. Die Entfernung war wegen der Dunkelheit schlecht zu schätzen.

Starr und reglos saßen sie da. »Geben Sie mir Ihre Lampe!« flüsterte Bill.

»Aber Sie wissen doch nicht…«

»Mensch, mach schon!« Bill war plötzlich aufgeregt. Ohne die Augenpaare aus dem Blick zu lassen, griff er nach rechts und zog Carlo Lai die Lampe aus der Hand.

Bill brachte seinen Arm hoch, legte ihn auf die Brüstung und leuchtete schräg in die Tiefe.

Der weißgelbe Speer durchschnitt die Dunkelheit, berührte auch das Geländer, ließ Metall dabei hell schimmern, tastete sich an den rauhen, zerklüfteten Felswänden entlang, wurde von Bill ein wenig geschwenkt und fand sein Ziel.

Verschwommen, aber dennoch zu erkennen, riß er die Umrisse der beiden Wesen aus der Finsternis.

»Das gibt es doch nicht«, stöhnte Don Carlo und schüttelte den Kopf.

Bill schwieg. Wie Carlo schaute er sich die beiden Wesen an und mußte deren Existenz erst einmal verkraften.

Sie besaßen längst nicht die Größe eines Menschen. Nicht einmal halb so groß. Bill und Carlo erinnerten sie mehr an Affen, denn sie besaßen auch eine ähnliche Haut oder ein ähnliches Fell. Von den Gesichtern sahen die Männer nicht viel, nur diese seltsamen rotgelben Augen, die unverwandt in ihre Richtung starrten.

Nachdem Bill seine erste Überraschung verkraftet hatte, fragte er den Einheimischen: »Haben Sie diese Wesen schon mal gesehen?«

»Nein…«

»Aber?«

Carlo hob die Schultern. »Verdammt, was ich denke, darf eigentlich nicht wahr sein…«

»Reden Sie schon!«

»Also, diese Wesen oder Tiere kommen in den alten Geschichten vor.«

»In welchen?«

»Die man sich in den einsamen Bergdörfern erzählt. So wurden immer die Bergdämonen beschrieben, die einsame Wanderer überfielen und sich an ihnen labten.«

»Was sagen Sie da?« Bill ruckte herum. Der Lampenstrahl machte die Bewegung mit. Er leuchtete nicht mehr auf sein erstes Ziel, sondern schräg in die Tiefe.

»Ja, haben Sie noch nie davon gehört?«

»Wie sollte ich?«

»Ich habe es auch für eine Legende gehalten, aber jetzt…« Carlos Stimme zitterte. Der Mann zweifelte fast an seinem Verstand.

»Wenn es den Legenden nach geht, dann liegen diese Wesen normalerweise in einem tiefen Schlaf. Aber jetzt hat sie irgend etwas erweckt. Und es muß schon ein großes Ereignis gewesen sein, denn so leicht lassen sich die Bergdämonen nicht locken.«

»Wissen Sie noch mehr darüber?« fragte Bill und leuchtete wieder dorthin, wo die Wesen hockten.

Sie waren verschwunden.

»Ja, sie sollen besondere Kräfte haben.«

»Welche?«

»Geistige Kräfte. Wenn man die alten Geschichten richtig interpretiert. Sie sollen die einsamen Bergwanderer beeinflussen können, sie vom rechten Weg ablenken, damit sie in ihre Fallen gehen.«

»Und jetzt sind sie verschwunden«, stellte Bill fest. »Oder sehen Sie noch welche?«

»Nein.«

Die Männer warteten noch. Sie hörten nur das Rauschen des Wassers, sonst keinerlei Laute oder Geräusche.

»Wollen Sie noch immer in die Schlucht steigen?« erkundigte sich der Mann aus Lenzerheide.

»Jetzt nicht mehr.«

»Wir wären auch in die Falle der Bergdämonen getappt. Sie hätten unser Denken beeinflußt, sie hätten…« Er sprach nicht mehr weiter, denn was er zu sehen bekam, verfolgte auch der Reporter Bill Conolly mit staunenden Augen.

Ungefähr dort, wo sich die beiden Bergdämonen aufgehalten hatten, erhellte sich die Dunkelheit. Eine Gestalt war zu erkennen.

Sie schimmerte weißlich rot, als würde sie von einem seltsamen

Lichtkranz umgeben.
»Ein Geist«, wisperte Carlo und bekreuzigte sich. Seine Augen hinter der Brille waren weit aufgerissen, und er klapperte mit den Zähnen.
»Den Geist müßten Sie kennen«, sagte Bill. »Wieso?«
»Es ist Jane Collins!«

***

Ich mußte mich kurzerhand aus dem Bett rollen lassen, sonst hätten mich die beiden Teufel mit den rotgelben Augen glatt erwischt. Sie sprangen auf das Bett, ich spürte ihr Gewicht noch an den Füßen, und im nächsten Augenblick schlug ich auf die vor dem Bett liegende Fußmatte. Meinen rechten Arm hatte ich dabei ausgestreckt, die Finger packten die Kleidung, die auf dem Stuhl lag, und ich riß das Zeug von der Sitzfläche. An meine Beretta wollte ich vergeblich, denn die lag ungünstig, dafür fiel mir der Dolch in die Finger.
Ich mußte ihn erst aus der Scheide ziehen, es war nicht einfach, denn ich lag, und die Scheide war stramm. Dabei rollte ich mich zur Seite und hatte es endlich geschafft, den Dolch zwischen die Finger zu bekommen.
Das Wesen hockte auf dem Bett. Wo sich das zweite versteckt hielt, konnte ich nicht erkennen, aber dieser kleine Dämon schaute mich über die Kante hinweg an.
Und dann spürte ich seine Kraft.
Der seltsame Dämon schien die Telepathie zu beherrschen. Seine Geisteskraft war ungemein stark, denn ich registrierte in meinem Hirn die fremden Gedanken.
Wie in dem Schallplattenladen!
Nur wollten sie mich diesmal nicht locken, sondern ausschalten, und dagegen stemmte ich mich.
»Nimm den Dolch und stoß ihn dir in die Brust!«
Es war ein Befehl, der mir da entgegenschwang. Eine harte Forderung, der ich folgen mußte, denn ich besaß nicht die Kraft, mich dagegen aufzulehnen.
Halb auf dem Boden liegend und halb aufgestützt, brachte ich meine rechte Hand in die Höhe und drehte sie dabei so, daß die Spitze des Dolches auf meine Brust zeigte.
Die Waffe war geweiht. Sie zerstörte Dämonen, aber sie konnte auch mich töten.
Es kam zu einem Kampf. Als ich mit den Blicken die Dolchspitze genau fixierte, ging ein Ruck durch meinen Körper. Für einen Moment bekam ich wieder die Kontrolle über mich selbst, schaltete das Fremde einfach aus und versuchte, mich auf den Gegner zu konzentrieren.
Ich wollte die Hand wieder herumdrehen. Zur Hälfte klappte es, als das auf dem Bettrand hockende Wesen Verstärkung von seinem

Artgenossen bekam. Ich hatte es nicht gesehen, aber jetzt war es zu einer Verdoppelung und Verstärkung gekommen.

Konnte ich da noch mithalten?

Bevor das zweite Wesen in der Lage war, sich ebenfalls voll und ganz auf mich zu konzentrieren, sammelte ich noch einmal alle Kräfte und warf mich vor.

Ich explodierte förmlich, streckte den Arm, und der Dolch in meiner Hand bildete die Verlängerung.

Einer dieser widerlichen Dämonen kam noch einmal davon, den zweiten aber erwischte ich voll.

Dicht über die Bettkante hinweg glitt meine Hand, bevor die Klinge das Ziel traf.

Der Dämon mit dem struppigen Fell, den rotgelben Augen, der mich so sehr an einen Affen erinnerte, riß sein Maul auf. Es wurde zu einer runden Öffnung, in deren oberer Hälfte etwas schimmerte.

Zwei spitze, weiße Zähne waren es, ähnlich wie bei den Vampiren, nur wuchsen sie bei ihm nicht rechts und links des Oberkiefers, sondern mehr in der Mitte.

Er brüllte.

Da ich mich dicht in seiner Nähe befand, kam mir das Geräusch überlaut vor. Es wurde auch gleichzeitig zu einem häßlichen Fauchen, und dann glühte der Körper von innen her auf. Der Vergleich mit einer heißen Schmelze fiel mir ein. Ich zog hastig den Dolch zurück, und das war mein Glück, denn im Gegensatz zu vielen anderen Dämonen zerfiel dieses Wesen nicht zu Staub, sondern wurde zu Stein.

Vor meinen Augen versteinerte es. Die Reste nahmen ungefähr die Form eines Quadrats an, bevor sie still auf dem Bett liegenblieben.

Ich hatte einen ersten Sieg errungen. Über Wesen, die mir bisher völlig unbekannt gewesen waren.

Noch lebte der zweite.

Wo steckte er?

Ich schaute mich um. Da das Licht der Nachttischleuchte brannte, konnte ich das Zimmer einigermaßen überblicken.

Nur den Dämon sah ich nicht. Er hatte den Raum nicht verlassen, das wäre mir aufgefallen, also mußte er noch da sein. Vielleicht versuchte er auch, einen Überraschungsangriff zu starten.

Dämonenjagd in Unterhose. Das war mir auch noch nicht passiert. Obwohl es lächerlich aussah, schmälerte es die Gefahr keineswegs. Der zweite Dämon würde wesentlich vorsichtiger sein.

Er war durch den Tod seines Artgenossen gewarnt.

Um den Schalter der Hauptleuchte zu erreichen, mußte ich bis an die Tür und damit quer durch das Zimmer.

Diese Gefahr war zu groß, deshalb mußte die kleine Lichtquelle reichen.

Da hörte ich das Knacken. Es war ein Laut, der entsteht, wenn Glas bricht. Sofort fuhr ich herum und sah gerade noch, wie die Birne der kleinen Lampe mit einem Knall auseinanderflog und sich die Splitter im Raum verteilten.

Das hatte mir noch gefehlt.

Dunkelheit.

Jetzt mußte ich doch zum Schalter.

Als ich das Sirren hörte, sprang ich zur Seite. Zum Glück, denn ein Band von der Gardine hatte sich gelöst und Kurs auf meinen Hals genommen. Es hätte mich erwürgen können.

Da ich den Dämon noch immer nicht sah, kam mir eine gewisse Idee. Neben dem Schrank duckte ich mich zu Boden und dachte über meine Folgerung nach.

Diese seltsamen Dämonen beherrschten nicht nur die Telepathie, sie konnten auch kraft ihrer Gedanken Gegenstände bewegen. Das hatte ich an der Gardinenschnur gesehen.

Und dann kippte das Bett.

Meine Augen wurden groß, als ich sah, wie es allmählich am Kopfende in die Höhe schwebte und hochkant gestellt wurde. Kontinuierlich ging dies weiter, der kleine Dämon legte keinerlei Pause innerhalb seines geistigen Kraftakts ein.

Sein Ziel war klar. Er wollte mir das Bett entgegenkippen und mich damit kampfunfähig machen.

Nur – wo steckte er?

So sehr ich auch nach ihm Ausschau hielt, entdecken konnte ich ihn nicht.

Bis sich der Schrank bewegte. Bisher hatte er mir noch Deckung gebracht, nun ruckte er zur Seite.

Es wurde gefährlich.

Ich startete auf das hochkant stehende Bett und preßte mich gegen die Unterseite. So wollte ich es wieder zurückkippen, doch der Dämon gab mir keine Chance. Er setzte seine Gegenkraft ein, und ich hatte das Nachsehen.

Hastig sprang ich zurück und gleichzeitig zur Seite, damit ich nicht von dem Bett getroffen wurde. Doch es blieb in der Lage.

Im nächsten Augenblick erkannte ich die ganze Raffinesse des Plans. Es war ein Zufall, daß ich es überhaupt entdeckte, weil ich wieder zum Bett hinschaute.

Genau an der Kante sah ich etwas Dunkles. Beim genaueren Hinschauen nahm es Umrisse an.

Die einer Pistole.

Es war meine Beretta, die da in der Luft schwebte, von unheimlichen Kräften geführt. Noch wies die Mündung nicht genau auf mich, so lange wollte ich auch nicht warten, sondern hechtete zur Seite in

Richtung Tür und hatte kaum Kontakt mit dem Boden bekommen, als die Waffe schon anfing zu krachen.

Ich hörte das zweimalige Peitschen und vernahm auch die Einschläge der Kugeln, wie sie in Wand und Boden klatschten, dann hatte ich mich soweit überrollt, daß ich auf die Knie kommen und gegen den Lichtschalter schlagen konnte.

Es wurde hell.

Im selben Augenblick flogen die beiden Türen des Schranks auf.

Heraus stürzte das dämonische Wesen mit den gelbroten Augen, es hatte meiner Beretta den Befehl gegeben, die Richtung abermals zu verändern, und wieder mußte ich schneller sein.

Ich war es.

Der Dämon war zu Boden gesprungen, wollte sich weiter voranwuchten, als der Dolch bereits unterwegs war.

Ich hatte sehr gut gezielt. Mit dem Dolch war ich fast ebenso sicher wie mit der Beretta. Der zweite Dämon kam auch nicht weg. Er bemerkte die Gefahr zwar, wollte sich zur Seite wuchten, aber die Waffe war schneller als er.

Sie traf.

Es schüttelte das Wesen regelrecht durch. Zwischen Schrank und dem hochgekanteten Bett blieb es stehen, und abermals begann das unheimliche Glühen, das sich gedankenschnell ausbreitete und seinen gesamten Körper erfaßte.

Mich hielt nichts auf dem Fleck. Wie ein Pfeil schoß ich heran, riß den Dolch aus dem Körper und zuckte rechtzeitig genug zurück, das Bett fiel wieder in seine alte Lage.

Dabei krachte es auf einen Stein. Das genau war aus dem Wesen geworden.

Ein grauer unscheinbarer Stein.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Die Ruhe nach dieser harten Auseinandersetzung tat gut. Als ich mich bückte und die Beretta an mich nehmen wollte, hörte ich die Schritte.

Der Krach, den die Auseinandersetzung mit sich gebracht hatte, war nicht ungehört geblieben. Heftiges Klopfen an der Tür ließ mich herumfahren. Ich streifte meinen Mantel über und hörte schon die Stimme der Wirtin.

»Was ist denn passiert? Weshalb ist es so laut?«

Ich öffnete die Tür spaltbreit. Die Wirtin hatte Verstärkung mitgebracht. Es waren die beiden Männer unten aus der Gaststätte. Wie zwei Wächter standen sie hinter der kleineren Frau.

Ich lächelte, damit die Frau beruhigt wurde. »Es ist alles in Ordnung«, erklärte ich.

»Und der Krach?«

»Mir ist nur etwas umgefallen. Reine Ungeschicklichkeit von mir. Tut

mir leid, gnädige Frau.«
»Kann ja mal passieren, oder?«
»Natürlich, danke. Und eine angenehme Nacht noch.«
»Ihnen auch.«
Ich schloß die Tür, ging zurück ins Zimmer und ließ mich auf die Bettkante fallen. Das war gerade noch einmal gutgegangen. Die Frau hätte auch mißtrauischer sein können, dann hätte ich dumm dagestanden. Die Kugeln sammelte ich auf. Silber ist teuer, und man konnte die Geschosse wieder einschmelzen. Die gesammelten Projektile schickte ich in das Kloster St. Patrick zu Pater Ignatius.
Ich dachte nach. Jane Collins stand mit diesen seltsamen Wesen in einer gewissen Verbindung. Was hatte die beiden zusammengetrieben? Das konnte ich beim besten Willen nicht raten.
Es war spät geworden. Ein paar Stunden Schlaf wollte ich noch bekommen. Ich träumte schlecht. Immer wieder sah ich diese kleinen, widerlichen Dämonen vor mir.
Und ihre Spur würde mich sicherlich zu Jane Collins bringen…

***

»Verdammt, Bill, Sie machen Witze!« keuchte Carlo Lai und schüttelte sich.
»Leider nicht«, erklärte der Reporter. »Die Gestalt existiert. Schauen Sie genau hin.«
Lai nickte. Auch er sah dieses unheimliche Wesen, das sich in der Schlucht aufhielt und sich nicht von der Stelle rührte. Es blieb lauernd stehen, nahm noch einmal an Intensität zu, um anschließend zu verblassen.
Don Carlo schüttelte seinen Kopf. »Ich verstehe es nicht!« keuchte er, »verdammt, das begreife ich nicht. Wie ist es möglich, daß ein Mensch sich so…«
»Erwarten Sie von mir keine Antwort«, gab Bill Conolly zurück.
»Auch ich bin überfragt.«
»Sind Sie denn sicher, daß es Jane Collins war und nicht irgendeine Halluzination?«
»Absolut.«
»Dann weiß ich nicht, was ich dazu noch sagen soll«, gab der Mann ehrlich zu. »Sie denn?«
»Kaum. Aber man könnte es vielleicht mit dem Wort Magie erklären.«
»Schwarze Magie?«
»Sicher, denn das, was wir gesehen haben, ist darauf aus, zu vernichten. Sie haben es ja bei Walter Rügi erlebt. Die andere Seite kennt keine Gnade.«
»Da haben Sie recht.« Carlo drehte sich um. »Im nachhinein bin ich

froh, nicht in die Schlucht gestiegen zu sein.«
»Fragen Sie mich mal. Ich glaube kaum, daß wir da noch lebend rausgekommen wären.«
»Die Selbsterkenntnis ehrt Sie«, erwiderte Carlo, griff in die Tasche und holte die Wagenschlüssel hervor. Sie hatten nur ein paar Schritte zu laufen und mußten dabei auch an der Andenkenbude vorbei.
Als sie den abgestellten Mercedes bereits erkennen konnten, geschah das Unerwartete.
Bill sah es zuerst. »Verdammt, Ihr Wagen bewegt sich!«
»Was?« Carlo blieb für einen Moment stehen und starrte auf das Fahrzeug. »Das will doch keiner stehlen.«
»Nein, das nicht, aber mir kommt es vor, als würde jemand darin sitzen und schaukeln.«
Carlo begann zu laufen.
Hinter dem Wagen begann der Tunnel. Bill konnte in das schwarze Loch sehen und entdeckte das gelbrote Augenpaar in der Schwärze.
Da lauerte eine dieser Bestien.
»Vorsicht, Carlo!« Bills Schrei gellte hinter dem Mann her und erreichte ihn eben noch rechtzeitig. Als Carlo Lai stoppte, da erhob sich vor seinen Augen der Mercedes in die Luft.
»Neeeiiinn!« brüllte Carlo, schlug die Hände vor sein Gesicht und wankte zur Seite, bis er von dem Gitter gestoppt wurde. Er schüttelte den Kopf, blickte durch seine gespreizten Finger und erlebte einen schrecklichen Horror.
Der schwere Mercedes wurde zum Spielball dämonischer Kräfte.
Ausgerechnet der Wagen, an dem Carlo so hing. Das Fahrzeug schwebte bereits so hoch über der Straße, daß es mit dem Dach des Kiosks abschloß.
Der schwere Mercedes geriet in einen wirbelnden Kreis, und nichts konnte ihn mehr stoppen. Bill Conolly konnte sich nicht mit Herkules vergleichen, dem es ein Leichtes gewesen wäre, den Mercedes aus der Luft zu holen und zwischen die Felsen oder in die Schlucht zu schleudern.
Obwohl er nicht Herkules war, mußte er trotzdem etwas tun.
Denn die Gefahr für Carlo Lai wuchs, da er sich in unmittelbarer Nähe des kreisenden Wagens aufhielt.
Bill Conolly lief auf den Schweizer zu, bekam ihn an der Schulter zu packen und wuchtete ihn herum. Carlo merkte kaum, was mit ihm geschah, denn er wurde von dem Reporter kurzerhand weitergerissen, so daß sie in Deckung der Andenkenbude gerieten.
Dort warfen sie sich auf den harten Boden.
Carlo tat es leid um seinen Wagen. Das beteuerte er immer wieder, bis Bill ihn anfuhr.
»Seien Sie froh, wenn Sie Ihr Leben behalten. Hier sind Kräfte am

Werk, die wir nicht kontrollieren können.«
»Aber wieso, ich…«
»Keine Widerrede.«
Da schwieg Carlo.
Sie lagen ziemlich günstig, denn sie konnten sehen, was mit dem Mercedes geschah.
Da schien jemand mit ihm Flugübungen machen zu wollen, denn das schwere Gefährt schaukelte wie ein Boot auf hohen Wellen. Es wurde einmal mit der Kühlerschnauze nach vorn gedrückt, kam dann wieder hoch, kippte hinten weg, und das Spiel begann von vorn.
Dabei drehte sich der Wagen noch, bevor er wie von einer Riesenhand geschleudert über das Dach der Andenkenbude hinweg und in die Viamala-Schlucht hineinflog.
Carlo hielt nichts mehr am Boden. Er sprang in die Höhe, versuchte mit seinen Blicken dem Fahrzeug zu folgen und mußte erleben, wie es weiter und weiter geschleudert wurde und dann gegen eine Felswand hieb.
Ein gräßliches Geräusch schallte durch die klare Winternacht. Es war ein Krachen und Bersten, Kreischen und Donnern. Für Don Carlo war es, als würde ein Stück seiner Seele sterben.
Er hatte sehr an seinem Wagen gehangen. Nun stand er ohne Fahrzeug da, war in den Knien leicht eingeknickt und rang verzweifelt nach Luft. In den Augen hinter den Brillengläsern schimmerten Tränen. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Das hatte er auf keinen Fall gewollt.
Es wurde still.
Dumpf und gleichzeitig hell waren die Echos durch die Schlucht gehallt. Nun aber hörten sie nur das Rauschen des Wassers.
»Was mache ich nun?« schluchzte Carlo auf. »Verdammt, man hat mir einfach den Wagen genommen. Ich…«
Bill konterte knochentrocken. »Besser das Auto als Ihr Leben. Daran sollten Sie denken.«
Der Mann aus Lenzerheide hob die Schultern.
Bill Conolly hatte gemerkt, daß mit ihm nicht mehr viel anzufangen war, deshalb ließ er Carlo vorerst in Ruhe und ging ein paar Schritte vor, damit er die Straße erreichte und auch in den Tunnel schauen konnte. Er hatte das glühende Augenpaar nicht vergessen, und er konnte sich gut vorstellen, wem sie die mörderische Attacke zu verdanken hatten. Diesen gefährlichen Dämonen mit den gelbgrünen Augen.
Er war noch da.
Wie ein Denkmal mußte er im Tunnel hocken und beobachten.
Wußte er, daß die beiden Männer unbewaffnet waren? Bill nahm seine Beretta nie mit in Urlaub, jetzt hätte er sie gebrauchen können.

Davor stand noch ein Wagen. Der Subaro des Ermordeten.

Vielleicht kamen sie mit ihm weg, wenn die Dämonen sie in Ruhe ließen. Bill drehte sich um. »Sind Sie okay, Carlo?«

»So einigermaßen wieder.«

»Hier können wir die Nacht nicht bleiben. Sie lauern weiter auf uns. Wir müssen verschwinden.«

Carlo schaute Bill an, als hätte er dessen Worte überhaupt nicht begriffen.

Bill schüttelte ihn. »Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Also. Wie kommen wir hier am besten weg. Den alten Weg können wir nicht nehmen. Im Tunnel lauert dieses Geschöpf. Zur anderen Seite ist auch ein Tunnel. Wohin führt er?«

»Die Straße läuft da weiter und trifft irgendwann auf die Bernadino-Straße.«

»Gut, dann gehen wir den Weg.«

»Zu Fuß?«

»Wissen Sie eine bessere Lösung?«

»Aber da müssen wir die ganze Schlucht umrunden.«

»Das ist besser, als hier zu hocken und irgendwann ein Opfer der Bestien zu werden oder zu erfrieren.«

Carlo Lai war noch immer nicht so recht von den Vorschlägen des Reporters überzeugt, aber ihm blieb kein anderer Weg. Und eine bessere Lösung hatte er auch nicht.

»Kommen Sie!« Bevor Bill den Mann an der Schulter herumzog, schaute er in den Tunnel, wo er zuerst die beiden Augen gesehen hatte.

Sie lauerten noch immer.

Dann hörte er Carlos wütenden Schrei. Sofort zuckte Bill herum und richtete seinen Blick dorthin, wo auch Carlo hinschaute.

Der Mann aus Lenzerheide stand vor dem zweiten Tunnel und hielt die Arme ausgestreckt, als wollte er das Grauen umfassen, das ihm von dort entgegenstrahlte.

In der Tunnelmitte leuchteten zwei gefährliche Augen. Und im nächsten Augenblick waberte eine Flammenwand in die Höhe.

Sie zeichnete deutlich den Schatten einer zweiten Gestalt ab. Das war nicht Jane Collins, sondern ihre große Meisterin.

Wikka!

***

Jane und Wikka! Ein Duo, ein Tandem. Meisterin und Schülerin.

Zwei, die sich hervorragend ergänzten, das wußte auch Bill Conolly, denn er hatte Wikka in London kennengelernt, als die Stadt unter dem Hexenwahn stöhnte. [4]

Damals hatte noch Gordon Schreiber zu ihr gehört, der Eigentümer der Seelenburg, doch Schreiber existierte nicht mehr. Ihn hatte der Teufel geholt.

Trotzdem war Wikka gefährlich genug geblieben. Ihren Machtbereich hatte sie sogar noch ausgeweitet, denn sie wußte Asmodis auf ihrer Seite. Und Jane Collins wiederum war Wikka ergeben.

Ein teuflischer Kreislauf, eine Rechnung der Hölle, die für Wikka und Jane immer aufging.

Plötzlich war Bill klar, wie diese unerklärlichen Dinge hatten geschehen können. Wikka mit ihren Hexenkräften hatte die Materie so radikal verändert und voll eingegriffen.

Noch immer waberte das Feuer.

Die Flammen waren ein Zeichen dieser Hexe und gleichzeitig auch Schutz, denn jeder wäre verbrannt, nur sie nicht.

Carlo verlor immer mehr die Nerven. Er packte Bills Arm und schüttelte den Reporter durch. »Verdammt, was ist das?«

»Noch eine Hexe!« erklärte der Reporter grimmig. Er sah aber auch das Wesen mit den glühenden Augen. Vor der Flammenwand zeichnete es sich ab, und der gute Bill wunderte sich ebenfalls über das seltsame Aussehen.

Affenähnlich. Wie die Legenden es beschrieben…

Carlo atmete schwer. »Wir kommen nicht weg«, sagte er. »Verdammt, wir kommen nicht weg.«

»Höchstens in die Schlucht!«

»Sie wollen?«

»Sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

»Nein…«

Die beiden Männer wichen zurück. Kaum hatten sie zwei Schritte getan, als sie vor sich ein dumpfes Dröhnen hörten. Augenblicklich blieben sie stehen.

»Das ist ein Wagen!« flüsterte Carlo. »Vielleicht sogar ein Lkw.«

»Und er fährt in den Tunnel«, gab Bill Conolly ebenso leise zurück. »Mein Gott…« Noch hörten sie den Wagen nur. Die Scheinwerfer waren nicht zu erkennen, zudem blendete das Feuer stark.

Wenn das Gefährt in die Flammenwand raste, waren Mensch und Fahrzeug verloren, das stand fest.

»Was machen wir?« fragte Carlo.

»Nichts, gar nichts. Wir gehen in Deckung.«

»Und der Wagen?«

»Soll ruhig kommen.«

Bill und Carlo zogen sich zurück. Fast hatten sie den Eingang erreicht. Und dort blieben sie.

Die Flammenwand fiel zusammen, als wäre aus der Tunneldecke ein gewaltiger Regenschauer nach unten gerauscht. Nichts war mehr zu

sehen, kein Feuer, keine Hexe und auch nicht das von ihr geleitete dämonische Wesen mit den gelbroten Augen.

Die Straße war frei.

»Das gibt es doch nicht!« hauchte der Schweizer. »Sollten wir Glück haben?« Er bebte.

Bill enthielt sich eines Kommentars. Er schaute direkt in den Tunnel hinein, wo die Dunkelheit förmlich von den beiden Lichtlanzen der Scheinwerfer zerrissen wurde. Sogar die grauen Innenwände des Tunnels waren zu erkennen, auf der leeren Straße lag der helle Teppich, und der Lärm des fahrenden Wagens dröhnte innerhalb des Tunnels, so daß das Mauerwerk zu vibrieren schien.

»Lange können wir nicht mehr warten!« Carlo mußte laut rufen, um sich verständlich zu machen.

»Einen Augenblick noch.«

»Nein.« Der Schweizer nahm den Rat des Reporters nicht an, sondern startete.

»Mensch, sind Sie…« Bill verkniff sich die weiteren Worte, denn es hatte keinen Sinn mehr. Carlo Lai war nicht zu belehren, man konnte nur hoffen, daß er in seiner wilden Panik nicht genau das Falsche tat.

Schon geriet er in den Lichtschein der Lampen, blieb stehen und winkte mit beiden Armen.

Die Hupe dröhnte.

Es war wirklich ein Dröhnen und Trompeten, das sich anhörte, als würde der Weltuntergang eingeleitet. Wie ein stählernes, gewaltiges, mordgieriges Ungeheuer tauchte der Wagen vor dem entsetzten Carlo Lai auf, der nur noch hoffen konnte, daß der Fahrer in seinem Sinne reagierte und seinen schweren Wagen rechtzeitig genug zum Stehen bekam, bevor die Räder ihn zermalmten.

Bill hätte am liebsten die Augen geschlossen. Er wollte nicht sehen, wie der Schweizer in seinen eigenen Tod rannte, aber wie unter Zwang schaute der Reporter hin.

Auch Carlo mußte seinen Fehler bemerkt haben. Er stoppte seinen Lauf, bleib im Lichtschein stehen, hatte die Arme ausgebreitet und sah aus, als wollte er jeden Moment wegfliegen.

Dann quietschten die Bremsen.

Durch den schweren Lkw ging ein Ruck. Bill hoffte nur, daß sich auf dem Straßenbelag kein Glatteis gebildet hatte und der schwere Wagen so ins Rutschen geriet.

Beide hatten sie Glück. Die Reifen waren ausgezeichnet, auch die Bremsen waren gut in Schuß. Der schwere Lkw kam tatsächlich zum Stehen, aber er erwischte auch noch den Schweizer.

Don Carlo hatte sich im letzten Augenblick zur Seite werfen wollen, es aber nicht geschafft.

Die Stoßstange traf ihn in Höhe der Hüfte und schleuderte ihn

dorthin, wo auch Bill stand.

Der Reporter konnte den Mann nicht mehr auffangen. Carlo Lai fiel mit rudernden Armen zu Boden, wo er liegenblieb, stöhnte, sich seine Hüfte hielt und aus großen Augen Bill Conolly anschaute.

»Verdammt, weshalb haben Sie sich so dumm benommen?« fluchte der Reporter.

Gleichzeitig wurde die Fahrertür des Lkw geöffnet. Der Mann vom Steuer sprang nach draußen.

Bill kümmerte sich nicht um ihn. Den Reporter interessierte vielmehr die Umgebung. Er wollte nachschauen, ob sich die gefährlichen Dämonen nicht in unmittelbarer Nähe aufhielten. Zum Glück konnte er nichts entdecken.

»Können Sie aufstehen?«

»Weiß nicht.«

»Versuchen Sie es.«

Sehr schnell bemerkte der Reporter, daß Carlo es nicht schaffte, allein auf die Beine zu kommen. Bill Conolly mußte mithelfen. Er wuchtete ihn hoch, stützte ihn auch ab, gemeinsam drehten sie sich um und sahen sich einem Mann gegenüber, dessen Gesicht rot angelaufen war, was sie selbst in der Dunkelheit erkennen konnten.

Der Fahrer war ungeheuer wütend. Er stand dicht vor der Explosion und überschüttete die beiden mit einer Schimpfkanonade.

Er sprach in einem Dialekt, von dem Bill so gut wie kein Wort verstand.

Carlo mischte sich ein. Auch er mußte schreien. »Fahren Sie! Nehmen Sie uns mit!«

»Nein, ich…«

»Machen Sie schon. Wir sind in Gefahr. Sei dürfen hier nicht länger bleiben.«

Irgendwie schnallte der Fahrer es, daß die beiden Männer nicht scherzten. Er nickte hastig und drehte sich um.

Carlo hatte Schwierigkeiten beim Laufen. »Das ist bestimmt eine harte Prellung!« keuchte er, »wenn nicht noch mehr!«

»Reißen Sie sich zusammen!« sagte Bill. »Sie dürfen auf keinen Fall aufgeben.«

»Nein, ich nicht!«

Der Fahrer hatte auch die zweite Tür geöffnet. Er half mit, Carlo in den Wagen zu hieven.

Bill drehte noch den Kopf. Er schaute zur Schlucht, die dunkel und drohend vor seinen Augen lag.

Dort rührte sich nichts, aber der Reporter wußte genau, daß das Verderben in der Tiefe lauerte und nur darauf wartete, wieder zuschlagen zu können.

Der Fahrer hämmerte die Tür zu. Als er den Wagen so heftig gestoppt

hatte, war auch der Motor von ihm abgewürgt worden.
Jetzt mußte er ihn wieder anstellen.
»Fahren Sie«, sagte Bill.
»Was ist denn…«
»Erkläre ich Ihnen später, aber jetzt geben Sie um Himmels willen Gas.«
Der Mann hinter dem Lenkrad nickte. Rumpelnd setzte sich der Lkw in Bewegung.
Bill, der außen saß, konnte nicht ruhig bleiben. Er drehte den Kopf so, daß er in den zweiten Außenspiegel schauen konnte. Das Tunnelloch behielt er genau im Blickfeld.
An der Stelle, wo er Wikka gesehen hatte, rührte sich nichts. Die Dunkelheit stand dort wie eine gewaltige Wand, dann ruckte der schwere Wagen an, und wurde im nächsten Augenblick von der Öffnung des zweiten Tunnels verschluckt.
Kamen sie hindurch?
Bill und Carlo fieberten. Sie allein wußten, wie gefährlich es gewesen war. Die Gefahr lauerte noch immer, der Tunnel konnte in Flammen aufgehen. Obwohl die Strecke wirklich nicht weit war, kam sie Bill so ungemein lang vor. Zudem beschrieb die Straße noch innerhalb des Tunnels eine Kurve. Als der Reporter das schwache Grau des Ausgangs sah, atmete er zum erstenmal auf.
Sie kamen hindurch.
Bill ließ sich zurücksinken und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Die letzte Stunde wollte er so rasch wie möglich aus seinem Gedächtnis streichen.
Carlo schien es nicht viel anders zu ergehen. Auch er schluckte, bevor er den Kopf schüttelte und anfing zu lachen.
Der Fahrer warf dem Mann einen skeptischen Blick zu. »Was hat er denn?« wandte er sich an Bill.
»Er ist lustig«, erwiderte der Reporter.
»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Mann?« Der Bursche sprach jetzt deutlicher. Er hatte bemerkt, daß Bill Conolly kein Landsmann war.
»Wenn Sie wüßten, was wir hinter uns haben, dann hätten Sie ähnlich reagiert.«
»Was denn?«
»Das ist eine sehr lange Geschichte«, sagte Bill müde und starrte durch die breite Frontscheibe dorthin, wo der helle Lichtteppich der Scheinwerfer die Straße überflutete…

***

Suko grinste, aber Shao war sauer. »Uns so in Verlegenheit zu bringen mit deinen komischen Ideen«, schimpfte sie mich regelrecht

aus.

»Wieso?«

»Kannst du dir das nicht denken?« Sie holte tief Luft. »Zwei Tage vor Weihnachten jagen wir noch los.«

»Es ist doch nett, das Fest mal woanders zu feiern.«

»Stimmt«, gab Shao mir recht und hüllte sich in ihren grünen flauschigen Wollmantel. »Aber das weiß man in aller Regel immer schon Wochen oder Monate im voraus.«

»Ich kann nichts daran ändern. Ihr hättet auch in London bleiben können.«

»Von wegen!« mischte sich der Inspektor ein. »Bei deinem letzten Fall habe ich in London schon Däumchen gedreht, als du New York unsicher gemacht hast.«

»Das tat dir auch ganz gut«, sagte Shao.

Ich grinste. »Du reagierst schon wie Sheila.«

»Bleibt bei eurem Job doch gar nicht aus. Ich hätte mir das alles vorher überlegen sollen.«

Diese Töne kannte ich von Shao kaum. Wenn sie so sprach, war sie echt sauer. Verständlich, denn wer hatte es schon gern, zwei Tage vor dem Fest so eine Reise zu unternehmen?

Mir war überhaupt nicht festlich zumute. Ich dachte an die Gefahr, die sich in der Viamala-Schlucht zusammenbraute.

Woher ich das wußte? Von Suko, denn er war in der Nacht noch von Bill Conolly angerufen und mit den bisher bekannten Einzelheiten vertraut gemacht worden.

Ich wußte nicht nur von Jane, sondern auch von Wikka. Und da wurde es gefährlich.

Es gab fast nichts, was Wikka nicht konnte. Die Oberhexe war mit Kräften ausgestattet, die denen des Höllenfürsten schon nahekamen.

Am Züricher Flughafen hatten wir uns einen Leihwagen genommen. Man empfahl uns einen Mercedes. Er war mit Winterreifen ausgerüstet, Schneeketten lagen zudem griffbereit im Kofferraum, denn von Chur aus, das wußte ich, mußten wir hoch in die Berge.

Die Autobahn in Richtung Chur war schnee- und eisfrei. Am Walensee wurde es noch einmal eng und auch glatt, denn die aus dem Wasser steigende Feuchtigkeit war auf der Fahrbahn gefroren. Wir gerieten in einen Unfallstau, fuhren durch zahlreiche Tunnels und sahen rechts und links auf den Bergen die dicke weiße Schicht, die mich an gefrorenen Puderzucker erinnerte.

Unser Fahrzeug gehörte zu den wenigen Wagen, die keine Skier auf dem Dach festgeschnallt hatten.

Hinter dem Walensee konnten wir wieder über die Autobahn fahren, die zum großen Teil sogar trocken war und nur in den Schattengebieten feucht glänzte.

Der Himmel zeigte sich bedeckt. Hoch schwebten die weißgrauen Wolken. Dazwischen schimmerte ein herrliches Blau. Zudem hatten wir großes Glück mit den Zimmern gehabt. Wir konnten im Hotel Sonnenstern noch alle untergebracht werden.

Wir fuhren an Bad Ragaz vorbei und sahen schon die ersten Hinweisschilder in die berühmten Wintersportorte von Graubünden.

St. Moritz, Davos, Pontresina…

Auch Lenzerheide tauchte auf dem Schild auf, und nach einer halben Stunde Fahrt erreichten wir Chur. Nach Arosa wollten wir nicht und bogen direkt auf die neu ausgebaute Straße nach Lenzerheide ab.

Und dann ging es los.

In engen Kehren wand sich die Straße in die Höhe. Sie führte durch einen Wald nach Churwalden zu. Die Bäume rechts und links ächzten unter der weißen Last. Der Mischwald lag im tiefen Schweigen, und auch die Straße war nicht mehr frei. Sie zeigte ab Churwalden eine geschlossene Schneedecke.

Jetzt konnten wir froh sein, daß der Wagen mit Winterreifen ausgestattet war.

Er schaffte die Bergstrecke. Sogar durch die engen Kurven konnten wir ihn ziehen, ohne daß er mit dem Heck ausbrach. Natürlich mußten wir langsam fahren, bekamen dafür jedoch eine Gegend geboten, die man mit dem Wort einmalig umschreiben konnte.

Selbst Shao verlor ihre schlechte Laune und schwärmte von der herrlichen Landschaft.

Vor uns fuhr ein Bus. Er kam immer durch. Der schaffte sogar die Strecke über den Julier-Paß bis St. Moritz.

Als wir Parpan, die kleine Paßhöhe erreichten, war es nicht mehr weit bis zum Ziel. Wenig später rollten wir durch Valbella, ließen den kleinen Heidsee rechts liegen und schauten auf die bläulich schimmernde Eisfläche.

Es waren zahlreiche Touristen unterwegs. Sie standen an den Liften und wenn man genauer hinschaute, dann konnte man die Skiläufer über die Pisten jagen sehen. Wenn sie wedelten, zogen sie bizarre Schneewolken hinter sich.

Es war ein herrliches Bild.

»Lenzerheide«, meldete sich Suko, der mit Shao zusammen im Fond saß, »wir sind da.«

Das waren wir in der Tat. Dicht hinter dem Ortseingang, wo der Wald aufhörte und sich die kleine Kirche befand, mußten wir rechts ab. An dieser Straße lag auch das Hotel.

Es war nicht zu übersehen. Ein vierstöckiger Bau, der wie ein gewaltiger Würfel wirkte und dem auch ein großes Restaurant angegliedert war. Man hatte es in einem Vorbau untergebracht, der sich bis zur Straße erstreckte und den Gehsteig ein wenig verengte.

Das Restaurant besaß auch eine Terrasse. Da die Sonne schien, war die Terrasse besetzt.

»Da ist Bill«, rief Shao.

Ich warf einen schnellen Blick nach rechts, sah meinen Freund im gestreiften Pullover und hupte.

Bill sprang hoch, erkannte uns im grünen Mercedes und winkte heftig. Wir hatten Glück, denn vor dem Hotel fanden wir noch einen freien Parkplatz. Dort ließ ich den Wagen ausrollen.

Als wir ausstiegen, war auch Bill zur Stelle. Sheila verließ das Hotel durch den Hauptausgang. Sie hielt den kleinen Johnny an der rechten Hand.

Es wurde eine tolle Begrüßung. Freunde trafen sich, und wir vergaßen für den Moment alle Sorgen.

Aus London hatten mir Shao und Suko Gepäck mitgebracht. Um die Taschen und Koffer kümmerte sich ein Boy, während wir uns auf dem Anmeldezettel eintrugen und von der Direktorin des Hotels, einer Frau Marita Lenze, begrüßt wurden.

Marita Lenze war eine sehr nette Frau. Ich schätzte sie um die Vierzig. Sie trug ihr dunkelblondes Haar glatt und halblang geschnitten. Ihr Lächeln war freundlich, und es stellte sich heraus, daß sie aus Deutschland stammte.

»Mit den Zimmern haben Sie wirklich Glück gehabt«, sagte sie uns. »Es waren fast die letzten.«

Ich hob die Schultern. »Sonst hätten wir im Freien übernachtet.«

Marita Lenze lachte. »Da ist übrigens noch jemand, der Sie gern begrüßen möchte.«

»Wo?«

Als ich mich umdrehte, sah ich einen Mann aus dem Hintergrund der Halle kommen. Er humpelte leicht, aber das Lächeln auf seinem Gesicht war ehrlich.

»Don Carlo!« rief ich und lachte ebenfalls. »Na, wenn das keine Überraschung ist. Immer noch der alte?«

»Fast, Herr Sinclair, fast.« Wir reichten uns die Hand und schlugen uns auf die Schulter.

»Irgendwie ist es Schicksal, daß sich unsere Wege immer kreuzen«, sagte er.

»Was haben Sie mit Ihrem Bein gemacht?« fragte ich.

»Bein?« Er lachte auf. »Das ist die Hüfte. Ich habe es den Wesen zu verdanken, die Sie jagen sollen.«

Schon waren wir bei einem ernsten Thema. Mein Gesicht verschloß sich. »Darüber reden wir in einer halben Stunde im Restaurant. Einverstanden?«

Alle waren dafür.

Dann fuhren wir mit dem Lift in unsere Zimmer. Sie lagen im vierten

Stock. Vom Balkon aus hatten wir einen herrlichen Blick auf die verschneite Bergwelt. Aber auch der Ort machte einen interessanten Eindruck. Er lag ruhig in seiner weißen Pracht. Aus zahlreichen Schornsteinen stiegen blaßgraue Rauchfahnen in den Himmel, ein Zeichen, daß man hier viel mit Holz und Kohle heizte.

Ich hatte auch ein Doppelzimmer bekommen. Suko brachte mein Gepäck. Der Boy hatte es im Nebenzimmer abgestellt.

»Danke.«

Der Freund und Kollege schaute mich verschmitzt lächelnd an.

»Ich habe übrigens noch etwas mitgebracht.«

»Was denn?«

»Deinen Bumerang. Vielleicht kannst du ihn gebrauchen.«

»Hoffentlich brauche ich ihn nicht einzusetzen«, hielt ich dagegen. »Wenn ich mich so umschaue, finde ich es überhaupt nicht gut, jetzt Dämonen zu jagen.«

»Frag mich mal«, sagte Suko und wollte sich abwenden.

Ich hielt ihn nicht zurück. »Was ist eigentlich mit Shao passiert, Alter?«

»Es geht ihr gut.«

»Wieder gut?«

»Ja, sie hat sich damit abgefunden, das Fest nicht in London zu feiern.«

»Und was sagt Glenda?«

»Die ist ein wenig traurig.«

Ich hob die Schultern. »Um sie tut es mir auch leid. Ich hätte sie zumindest an einem Tag besucht, denn durch sie fing praktisch alles bei mir an.«

»Wieso?«

»Erzähle ich dir unten genauer.«

»All right, bis gleich dann.« Suko winkte mir zu und verschwand.

Ich packte den Koffer aus und hängte die Sachen in den Schrank.

Eine halbe Stunde später saßen wir tatsächlich im Restaurant zusammen. Bis auf Don Carlo bestellten wir alle etwas zu essen. Der kleine Johnny wich nicht von meiner Seite und freute sich wie ein Schneekönig, daß sein Patenonkel gekommen war.

Da berichtete ich.

Die Freunde hörten aufmerksam zu und spitzten besonders die Ohren, als ich von der Vernichtung dieser seltsamen Dämonen berichtete.

»Das sind die Bergdämonen«, erklärte Carlo.

»Kennen Sie sich aus?«

»Auskennen ist zuviel gesagt, aber ich weiß über die alten Legenden Bescheid. Bergdämonen und Erdgeister sollen in der Viamala zuerst gehaust haben.«

Bei dem Wort Erdgeister stutzte ich. Auch Suko hatte aufgehört, seine Suppe zu löffeln. »Der eiserne Engel?« fragte er.

Ich nickte. »Ja, das wäre ein Fall für ihn und sein magisches Pendel.«

»Das wir jetzt auch gut gebrauchen könnten«, meinte der Chinese und aß weiter.

»Wann fahren wir denn hin?«

Diese Frage stellte Bill. Ich schaute Don Carlo an. »Lohnt es sich, auch tagsüber zu fahren?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube kaum, daß Sie die Bergdämonen locken können.«

»Das heißt, wir müssen den Anbruch der Dunkelheit abwarten.«

»Es wäre zumindest besser.«

»Sie bleiben aber hier?«

Carlo Lai nickte. »Das muß ich. Meine Hüfte will nicht so, wie ich es gern hätte.«

»Dafür kenne ich mich aus«, sagte Bill.

Sheila gab keinen Kommentar. Sie preßte nur die Lippen zusammen, während sie neben Shao saß.

Unser Gespräch dauerte eine Stunde. Dann wußte jeder, was der andere erlebt hatte.

»Okay«, sagte ich zum Abschluß. »Legen wir uns noch ein Stündchen aufs Ohr, danach kann es losgehen.«

Alle waren einverstanden.

Schlaf konnten wir jedoch nicht finden. Und meine Gedanken drehten sich um Wikka und Jane…

***

Die Schlucht lebte!

Das jahrmillionenalte Gestein schien zu atmen, zu stöhnen und zu flüstern. Tief im Innern der Erde erwachte etwas, das lange geschlafen hatte, und in den finstersten Ecken und Höhlen lauschten dämonische Wesen mit rotgelben Augen den Botschaften der geheimnisvollen Erdgeister.

Er ist da. Er ist gekommen. Nun kann ihn nichts mehr retten. So wisperten die seltsamen Stimmen und vereinigten sich danach zu einem höhnischen, leisen Lachen.

Er war tatsächlich da! Und er würde in die Schlucht hinabsteigen.

Das dachten auch Jane Collins und Wikka, die sich in der versteckten Höhle aufhielten.

»Sinclair mußte unserem Ruf einfach folgen«, erklärte die Oberhexe. »Es blieb ihm nichts anderes übrig.«

»Er hat zwei Bergdämonen getötet.«

Wikka winkte ab. Ihr Gesicht zeigte die Spur eines kalten Lächelns. »Was ist das schon? Es warten noch zahlreiche Dämonen auf ihn, und

gegen die Übermacht kommt er nicht an.« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern und trat dicht an Jane heran. »Die Bergdämonen wissen Bescheid. Sie erkennen mich an, denn ich habe sie beschworen. Meine Feinde sind auch ihre Feinde, und sie werden in der Schlucht lauern, um Sinclair zu begraben. Hier in der Viamala soll er sein Grab finden. Sein Grab in der Teufelsschlucht.«

Jane zitterte vor Erregung, als sie die Worte vernahm. »Und wo soll er begraben werden?«

»Du kennst den Schacht?«

»Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Dort wird er hineingeworfen. Und er hat keine Chance mehr, das verspreche ich.«

Jane Collins nickte. Auch sie wollte, daß der Geisterjäger nicht mehr am Leben blieb. Sie arbeitete mit allen Mitteln auf seinen Tod hin. John Sinclair, Feind der Schwarzblütler, mußte einfach vernichtet werden!

Wikka trat zur Seite. Sie passierte ihre beste Schülerin und ging dorthin, wo der Ausgang der Höhle lag. Mit einer Tür war er verschlossen worden. Die Holztür reichte in ihrer Höhe einem ausgewachsenen Menschen etwa bis zur Gürtellinie. Wer sie passieren wollte, mußte sich sehr tief ducken.

Die Tür war nicht von Wikka oder Jane gebaut worden, sondern von den Leuten, die auch die Sicherheitsanlagen in der Viamala-Schlucht angelegt hatten.

Es gab gewisse Strecken, die waren für Touristen gesperrt, weil die Gefahr eines Absturzes zu groß war und man die Wege nicht so sichern konnte. Wenn sich trotzdem jemand verirrte oder sich über die Verbote hinwegsetzte, stand er vor der Tür, die in die natürliche Höhle führte, und konnte nicht mehr weiter.

Wikka brauchte sie nicht erst aufzuschließen. Dank ihrer Hexenkraft hatte sie das Schloß gelöst. Die Tür öffnete sich, als sie dagegendrückte, und schwang knarrend zurück.

Die Oberhexe trat hinaus in die Kälte, die ihr jedoch nichts ausmachte, gegen diese Dinge war sie gefeit.

Fast zum Greifen nahe stürzte ein Wasserfall in die Tiefe. Noch lief das Wasser, wenn auch an den Seiten des Falles meterlange Eiszapfen hingen.

Fielen sie auf einen Menschen, dann hatte dieser keine Überlebenschance.

Das Wasser rauschte in den Schacht.

Es waren Tonnen, die in jeder Sekunde nach unten fielen und gespeist wurden von dem weit oben liegenden, tauenden Eis.

In diesem Schacht sollte Sinclair sein Grab finden.

Wikka lachte. Sie schaute sich noch einmal um, sah die hohen Wände

der Schlucht, die auf ihrer Spitze einen Schneekranz zeigten, und sie dachte auch an die Bergdämonen.

Sie waren für ihren Plan genau richtig, denn diese kleinen Dämonen besaßen Kräfte, die man auf keinen Fall unterschätzen durfte. Wenn sie wollten, konnten sie tonnenschweres Gestein allein durch Geisteskraft in Bewegung setzen.

Und darauf kam es Wikka an.

Denn irgend jemand mußte das Grab des Geisterjägers schließlich zuschütten…

***

Ich hatte mich intensiv mit dem Problem beschäftigt. Bills Aussagen waren sehr wertvoll für mich gewesen, doch die Vermutungen des einheimischen Carlo Lai waren noch wichtiger.

Er hatte von den Bergdämonen gesprochen. Uralte Wesen, die ich ebenfalls schon kennengelernt hatte. Ihre Kräfte durfte ich auf keinen Fall unterschätzen. Zu welchen Taten sie sich hinreißen lassen konnten, das hatte ich leider erlebt.

Sie beherrschten Telepathie und Telekinese. Sie konnten Gegenstände bewegen. Ich hatte es am Bett gesehen und an meiner Waffe.

Wenn sie so etwas schafften, dann mußte es ihnen auch gelingen, andere Dinge mittels Geisteskraft zu transportieren.

Steine vielleicht…

Davor und vor Wikka und Jane fürchtete ich mich ein wenig.

Beide steckten hinter dem gewaltigen Plan.

Sie hatten die Bergdämonen und Erdgeister auf ihre Seite ziehen können, was mich wiederum an den Eisernen Engel denken ließ, der das magische Pendel besaß, mit dem er in der Lage war, die Geister der Tiefe oder der Erde zu beschwören.

Der Engel war nicht in der Nähe. Er konnte uns nicht helfen. So waren wir auf uns allein gestellt.

Ich schaute auf die Uhr. Wir hatten eine Zeit abgemacht, und die war erreicht.

Noch einmal überprüfte ich meine Ausrüstung. Die Waffen waren okay, ich mußte auch entsprechend der Gegend und dem Wetter angezogen sein. Das ging so einigermaßen.

Die Schuhe hatte ich mir geliehen. Sie besaßen eine kräftige Sohle und sogar kleine Metallstifte, ähnlich wie Spikes, damit ich auch auf glatten Flächen Halt bekam.

Schon klopfte es. Suko meldete sich. Er drückte die Tür auf, streckte seinen Kopf in den Raum und sah mein Nicken.

»Ich bin fertig.«

»Dann los. Bill wartet schon.«

Wir fanden den Reporter zusammen mit Carlo Lai am Wagen

stehend. Sheila und Johnny waren auch dabei. Der Kleine formte Schneebälle und warf sie über die Straße, wo sich ein Frühstückshotel nebst einem kleinen Sportgeschäft befanden.

»Können wir abdampfen?« fragte ich.

»Von mir aus.«

Ich nickte Bill zu, während ihm Suko eine mit Silberkugeln geladene Beretta heimlich überreichte.

Sheila sah es trotzdem. »Ich möchte Weihnachten nicht allein dastehen«, erklärte sie mit gepreßt klingender Stimme. »Merkt euch das bitte.«

Wir nickten. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich.

»Diesmal sind wir zu dritt und zudem keine heurigen Hasen mehr. Das weißt du ebenso gut wie ich.«

»Natürlich.«

Ich schloß den Wagen auf. Beim Einsteigen sagte ich: »Bill spielt sowieso nur den Fahrer. Alles andere erledigen Suko und ich.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich kenne meinen Mann besser. Der läßt sich nicht als Statist einteilen.«

Ich hämmerte die Tür zu. Sheila wandte sich ab, als wir losfuhren.

Aus dem Hotel kam Shao. Wind erfaßte ihr langes schwarzes Haar und stellte es hoch.

Es war der letzte Eindruck, den wir von den Frauen aufnahmen.

Carlo Lai winkte uns noch nach. Ich konnte mir vorstellen, wie es jetzt in seinem Innern aussah.

Wir rollten bis zur Einmündung der Hauptstraße und mußten rechts ab. Diesen Weg kannte ich vom Seelenburg-Fall her. Auch der Weg nach Tiefencastel hinein war mir nicht fremd. Ich kam auch mit dem Schneebelag auf der Straße zurecht. Er war wie eine feste weiße Schicht. Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie einmal wegtauen würde.

Nachdem ich auch die Kehren kurz vor Tiefencastel genommen hatte, verschwand der Schnee. Hier unten war es nur kalt. Wir sahen auch Nebel. Die kahlen Äste der Bäume zeigten eine gefrorene Schicht. Sie glänzten, als wären sie mit Möbelpolitur eingerieben worden.

Bill dirigierte mich. Bevor wir Thusis erreichten, mußten wir drei Tunnel durchqueren. Ab dann verlief die Fahrt in die Viamala hinein.

Dieses gewaltige Fels- und Gebirgsmassiv kannte ich bisher nur aus Erzählungen. Zudem hatte John Knittel seinen berühmten Roman Viamala darüber geschrieben.

Die Straße war eng. Ich mußte vorsichtig fahren. Manchmal glitzerte auch Eis. Dann hielten wir jedesmal den Atem an, als wir darüber hinwegfuhren.

Längst hatte ich die Scheinwerfer eingeschaltet. In diesen Monaten wurde es sehr früh dunkel. Die Berge lagen bereits im Schatten, und in

der Schlucht war es sicherlich fast nacht.

Bill, der neben mir saß, beugte sich nach vorn und starrte konzentriert durch die Scheibe.

»Was hast du?« fragte ich.

»Noch eine Tunneldurchfahrt, dann haben wir es geschafft«, erwiderte er.

»War das der Tunnel, der in Flammen stand?«

»Nein, der nächste.«

Wir tauchten in das graue Loch ein. Ein Fahrzeug kam uns entgegen. Die Straße war zwar eng, trotzdem noch breit genug, daß zwei Wagen einander passieren konnten.

Alles lief glatt.

»Halte vor dem Kiosk«, sagte Bill.

Ich lenkte den Wagen auf einen kleinen Parkplatz, stoppte und öffnete die Tür.

Wir stiegen alle drei aus, wobei Suko und ich einen ersten Eindruck von der Gegend gewannen.

Sie war schon unheimlich.

Vielleicht wirkte sie bei Tageslicht nicht so, aber in dieser seltsam hellen Düsternis schienen in der Tiefe der Schlucht selbst die Schatten zu leben.

Nichts lag ruhig. Irgend etwas vibrierte immer, bewegte sich, und ich hörte auch das Rauschen.

Es drang von mehreren Wasserfällen an unsere Ohren. Die Massen stürzten aus den Löchern in den Felswänden nach unten.

Wie eine nasse, gefährliche Rutschbahn, bevor sie zwischen den Felsblöcken aufschlugen und sich in kleinen Strudeln verliefen.

Bill faßte nach meinem Arm. »Dort ist der Eingang«, erklärte er und deutete auf das Drehgitter.

Suko war mitgekommen. Er trug auch die beiden Taschenlampen, und löste jetzt eine, die er mir überreichte.

Ich schaute in die Tiefe und sah die schmale Treppe. Die Stufen verschwanden sehr bald in der Düsternis und wirkten so, als wären sie von einem Maul verschluckt worden.

Ich runzelte die Stirn. »Sieht ziemlich gefährlich aus, dieser Weg nach unten.«

»Das kannst du wohl sagen«, Bill nickte heftig. »Das sieht nicht nur gefährlich aus, das ist auch gefährlich. Da mußt du achtgeben, daß du dir nicht den Hals brichst.«

Ich schaute Suko an. »Bist du bereit?«

»Immer.«

Bill reichte uns die Hand. Sein Gesicht sah blaß aus. Man sah ihm an, daß er sich Sorgen machte. »Paßt nur auf, ihr beiden«, flüsterte er. »Da kann euch die Hölle erwarten.«

»Wikka reicht uns schon«, gab ich zurück.
Suko kletterte als erster über die Absperrung. Ich folgte ihm, schaute noch zurück und sah Bill wie ein Denkmal am Rand der Straße stehen.

***

Auf dem Gesicht der Oberhexe schien die Sonne aufzugehen. Doch es war keine freundliche Sonne, sondern eine düstere, gefährliche.
Ihre Züge veränderten sich, in den Augen stahl sich ein unverhohlener Triumph. »Sie sind da!«
»John Sinclair?« Jane Collins fuhr herum.
»Ja. Und der Chinese auch.«
»Woher weißt du es? Hast du sie gesehen?«
Wikka schüttelte den Kopf, nahm ein Holzstück auf und schleuderte es in das Feuer, dessen Flammen sofort höher schlugen und die Höhle gespenstisch ausleuchteten, wobei sie auch noch das Gesicht der Oberhexe streichelten und ihm einen düsteren Ausdruck gaben. »Ich habe sie nicht gesehen, aber ich spüre sie.«
»Das kannst du?«
»Ja«, lächelte Wikka. »Ich kann es. Wenn deine Fähigkeiten weit genug entwickelt sind, wirst du es auch schaffen, meine Liebe. Aber jetzt laß uns keine Zeit mehr verlieren. John Sinclair befindet sich auf dem Weg, und wir wollen ihn würdig empfangen.«
»Willst du ihm die Bergdämonen schicken?« fragte Jane.
»Auch sie. Bis er uns und sein Grab erreicht hat, muß er einige Hindernisse überwinden und geschwächt worden sein. Wahrscheinlich schafft er die Hindernisse. Sollte es trotzdem noch Probleme geben, um so besser, dann können wir seinen Kadaver in die Schlucht werfen.«
Wikka hatte voller Haß gesprochen, und sie erntete bei Jane Collins Zustimmung.
Nichts Menschliches steckte mehr im Innern der ehemaligen Detektivin. Sie wollte nicht mehr an ihr erstes Leben erinnert werden.
Was sie jetzt führte, war viel besser.
Wikka hatte sich dicht neben das Feuer gestellt, die Arme ausgestreckt und ihre Hände über die Flammen gebreitet. Ihre Lippen bewegten sich. Dumpfe Worte drangen aus dem Mund. Sie galten nur einem Ziel.
Der Beschwörung der Bergdämonen.
Wikka rief, und sie kamen…

***

Die Treppe war verflucht!
Allerdings nicht im magischen Sinne, sondern von der Bauweise her. Das waren einfach Felsstufen, die man aus dem Gestein geschlagen hatte. Auf sie hatte sich Feuchtigkeit gelegt, war gefroren, so daß ich

bei jedem Schritt mit einer Eisfalle rechnen mußte.

Eine wichtige Hilfe war für Suko und mich das Geländer. Es zog sich an der linken Seite der Treppe hin.

Suko, der vorgegangen war, hatte bereits den ersten Absatz erreicht, wo auch eine Bank stand. Auf ihr hatte man, das wußte ich von Bill, einen Toten gefunden.

Er war auf schreckliche Art und Weise umgekommen. Ich verdächtigte die Bergdämonen mit den rotgelben Augen und ahnte, was uns bevorstand, wenn wir in deren Klauen gerieten.

An der Bank stehend, leuchtete Suko zu Boden. Der gelbe Kreis fiel auf zwei dunkle Flecken.

Gefrorenes Blut.

»Hier waren sie auch«, sagte mein Freund und Kollege.

Ich nickte. Ein paarmal mußte ich schlucken, denn der Anblick ging mir durch und durch.

Dann gingen wir weiter. Die Treppe führte nur in die Tiefe. Und auf jeder verdammten Stufe glänzte das Eis. Wenn wir uns nicht festgehalten hätten, wären wir schon mehr als einmal ins Rutschen gekommen.

Das Rauschen des Wasserfalls verstärkte sich. Ein Beweis dafür, daß wir uns dem Ziel, dem Fuß der Schlucht, immer weiter näherten. Im Zickzack führte die Treppe in die Tiefe, und jetzt wurde es noch gefährlicher, denn über manchen Absätzen stachen regelrecht Felsnasen hervor, die schroffe, kantige Dächer bildeten, unter denen wir mit eingezogenen Köpfen hergehen mußten.

Die Wege waren sehr schmal, und nicht alle besaßen eine feste Steinunterlage. Hin und wieder schritten wir auch über Holzbohlen.

Die waren besonders glatt. Fast wie Rutschbahnen.

Mit einer Hand hielten wir uns nur am Geländer fest, in der anderen befanden sich die Lampen.

Dann erreichten wir eine kleine Kreuzung innerhalb der Schlucht.

Von zwei Seiten mündeten Wege auf eine Plattform, wo auch Richtungspfeile standen.

»Gehen wir zum Wasserfall?« fragte Suko.

Ich dachte nach. Es gab zwei Wege. Wir mußten uns für einen entscheiden. An und für sich war es egal, welchen wir nahmen, der zweite brachte uns tiefer in die Schlucht hinein.

Ich entschied mich für ihn.

»Wir können uns auch trennen«, meinte Suko.

Ich schaute den Chinesen an. »Ist das dein Ernst?« Wir mußten laut sprechen, um das Rauschen des Wasserfalls zu übertönen.

»Nicht direkt.«

»Das meine ich auch. Die Wege sind zu gefährlich. Nein, wir bleiben zusammen.«

»Soll ich wieder vorgehen?«
»Diesmal mache ich den Leithammel«, erwiderte ich.
»Wie du willst.«
Bevor wir unsere Schritte in die vorgenommene Richtung lenkten, warfen wir einen Blick in die Runde.
Weit oben, wo die Straße herführte, war es wesentlich heller.
Einen grauen Schimmer sahen wir dort, hörten auch das Brummen eines Automotors und glaubten, die Umrisse Bill Conollys am Gitter zu sehen. Je tiefer die Blicke glitten, um so finsterer wurde es. Wir standen zwar nicht auf dem Boden der Schlucht, aber ich kam mir vor wie in einem gewaltigen natürlichen Gefängnis, eingeschlossen von überhaushohen Wänden und einem ewigen Rauschen um uns herum.
Suko erging es sicherlich ähnlich. Beide jedoch schwiegen wir über unsere Gefühle.
Tot und starr lagen die Wände vor uns. Daran wollte ich nicht so recht glauben. Ich war vielmehr der Ansicht, daß auch in den Wänden etwas Gefährliches lauerte, das bereit war, uns zu vernichten. Wikkas höllischer Zauber hielt die Schlucht umfangen.
»Weshalb zögerst du?« fragte Suko.
Ich sprach von meinen Gefühlen, und der Inspektor nickte. »Da könntest du recht haben, John. Auch mir ist nicht ganz geheuer bei dieser Sache. Ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden.«
»Nur sehen wir nichts.«
Da hatte Suko eine treffende Schlußfolgerung von sich gegeben.
Es war schlimm, daß wir nichts sahen. Die Ungewißheit zerrte an unseren Nerven, und mir rieselte mehr als einmal eine Gäsehaut über den Rücken, als ich an Jane Collins und auch Wikka dachte, die sicherlich irgendwo im Verborgenen lauerten, denn Verstecke gab es innerhalb dieser gewaltigen und zerklüfteten Schlucht genug.
»John, da sind die Augen!«
Sukos so einfach dahingesagten Worte entfachten bei mir ein wildes Feuer.
»Wo?«
Ich sah meinen Partner, wie er seinen Arm ausgestreckt hielt und schräg nach rechts deutete. In Richtung Wasserfall, der mit großem Getöse aus der Felswand stürzte.
Und genau daneben, etwa auf halber Höhe, sah ich auch jetzt die glühenden Punkte.
Ja, das war es.
So sahen die Augen der Bergdämonen aus. Ich hatte es im Zimmer der kleinen Pension erlebt, als mich diese beiden Wesen töten wollten. Nun sah ich sie wieder.
Nicht nur ein Augenpaar bot sich unseren forschenden Blicken.
Urplötzlich, als hätten sie ein Zeichen bekommen, erschienen immer

mehr. Lautlos und gespenstisch lief dies vor unseren Augen an. Als hätte jemand in der dunklen Felswand zahlreiche kleine Lichter angezündet.

Mein Kreuz erwärmte sich leicht. Es spürte bereits die starke Magie, die uns entgegenwehte.

»Hier stehen wir genau im Zentrum«, bemerkte Suko. »Sie sind überall, verdammt.«

»Wir gehen trotzdem weiter.«

Suko nickte. Das war auch seine Ansicht. Dann griff er in die Tasche und holte etwas hervor, das uns helfen sollte.

Es war die magische Kreide.

Mit ihr, so hofften wir, konnten wir uns Schutzzonen und Inseln aufbauen. Die Kreide gehörte zwar nicht zu den allerstärksten Abwehrmitteln, die uns zur Verfügung standen, aber sie besaß eine gewisse Abschreckungskraft, die auch die Schwarzblütler zu spüren bekamen, wenn sie in die Nähe gerieten.

Wir sicherten die Plattform so, daß die beiden Zugangswege durch die auf den Boden gemalten Zeichen mit der magischen Kreide gesperrt waren. Nicht nur Striche zeichneten wir, sondern auch Symbole der Weißen Magie und Kreuze.

Danach erhoben wir uns. »Jetzt können sie kommen«, sagte Suko.

»Lieber nicht«, antwortete ich und schickte meinen Blick abermals in die Runde.

Ich hatte das Gefühl, die glühenden Augenpaare nicht mehr an denselben Stellen zu sehen. Meiner Ansicht nach waren sie tiefer gewandert, hielten sich jedoch sehr zurück, denn sie versuchten nicht, unsere Gedanken zu beeinflussen.

»Bleibt es bei dem Plan?« fragte Suko.

»Sicher, tiefer in die Schlucht hinein.« Ich drängte mich an Suko vorbei und ging.

Es war ein Laufen wie auf rohen Eiern. Nach wenigen Schritten schon wechselte der Untergrund. Ich ging nicht mehr auf einem natürlichen Boden, sondern über eine Holzbrücke, die die Plattform mit einem Felsen verband.

Unter der Brücke schäumte das Wasser.

Es wurde in einen engen Felskanal gepreßt, wo querliegende Steine versuchten, die Fluten zu stoppen, von ihnen jedoch schaumig überspült wurden und Gischtwolken hochschleuderten, die auf dem Holz schnell zu einer Eisschicht gefroren.

Wenn ich auf das Wasser schaute, glaubte ich einen grünlichen Schimmer zu sehen, über den in rasender Folge helle Schaumstreifen wanderten. Ich hatte etwa die Mitte dieser provisorischen Brücke erreicht, und Suko befand sich nach wie vor hinter mir, als es geschah.

Zuerst merkte ich das Wanken. Unter meinen Füßen bewegte sich das

Holz, es zitterte regelrecht und gleichzeitig splitterte vor mir eine Bohle. Auch das Geländer bewegte sich, und die Gefahr wuchs innerhalb von Sekunden.

Die Brücke stand dicht vor dem Einsturz!

»John, weg!« hörte ich Suko schreien.

Das brauchte er mir nicht zu sagen. Ich warf mich vor, mit gewaltigen Sätzen schaffte ich die Brücke und gelangte an der anderen Seite unverletzt auf festen Boden.

Sofort drehte ich mich um.

Auch Suko hetzte herbei. Mit gewaltigen Schritten, die sogar noch größer waren als meine.

Trotzdem hatte er Pech. Bevor er seinen Fuß auf den rettenden Boden setzen konnte, brachen vor ihm die Bohlen weg.

So schnell wie selten griff ich zu. Mein rechter Arm befand sich in Bewegung, als Suko schon stürzte. Ich bekam den Freund an der Jacke zu fassen und konnte seinen Sturz in die Tiefe für einen Moment aufhalten.

Trotzdem fiel Suko weiter.

Er schlug dabei mit den Armen um sich, bekam irgendeine Stange zu fassen, klammerte sich daran fest, wobei er allerdings die Taschenlampe verlor, die unter ihm in den kochenden, brausenden Fluten restlos verschwand.

Der Chinese hatte selbst viel zu seiner Rettung mit beigetragen.

Mit meiner Hilfe konnte er sich in die Höhe ziehen und erreichte festen Boden. Er stöhnte auf. »Danke, John, das war im rechten Augenblick.« Suko drehte den Kopf und blickte nach unten, wo das Wasser durch den engen Felskanal schäumte.

Der Steg war gebrochen. Zurück konnten wir nicht. Und ausgerechnet auf der Plattform befanden sich unsere magischen Zeichen.

Wir hätten sie uns sparen können.

Ein paar Schritte weiter begann ein Gang. Tunnel war der bessere Ausdruck. Er verlief an einer Felswand, machte eine ziemlich enge Kurve und führte tiefer in die Schlucht hinein, in das drohende Dunkel, vor dem wir uns irgendwie fürchteten.

Suko deutete nach vorn. »Es geht nur dahin.«

»Vielleicht wollen unsere Gegner das.«

»Meinst du Wikka?«

»Genau. Und Jane natürlich.«

Bevor ich ging, warf ich noch einen Blick zurück. Die leuchtenden Augenpaare der gefährlichen Bergdämonen bewegten sich. Gewandt wie Affen kletterten sie an den Felsen nach unten und zogen den Kreis immer enger.

»Die treiben uns schon dahin, wo sie uns haben wollen«, sagte Suko.

Seine Stimme klang bitter.
Ich hob die Schultern. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den einmal eingeschlagenen Weg zu gehen.
Wir hatten zuvor ausgemacht, daß ich voranging. Daran änderte sich auch nichts.
Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Schon nach wenigen Metern tauchte ich in den Tunnel ein. Rechts von mir war er geschlossen, während er links an zahlreichen Stellen offen war.
Dazwischen jedoch stützten Pfeiler die weit vorspringende Tunneldecke ab. Die offenen Stellen waren durch ein Eisengitter gesichert.
Wenn ich darüber hinwegschaute, fiel mein Blick in die Tiefe und auf das schäumende Wasser, das durch den Kanal raste. Als Echo wurde das Rauschen von den kahlen Felswänden zurückgeworfen.
Es war eine uns immer begleitende Musik.
Wohin führte der Weg?
Ich hatte zum Glück noch meine Lampe behalten und leuchtete den Weg vor mir aus. Der Strahl glitt über das nasse Gestein, wo das Wasser zu kleinen Eistropfen gefroren war, die im Licht blitzten wie zahlreiche, wertvolle Diamanten.
Der Gang kam mir unheimlich vor. Er war auch düster, denn in der Schlucht gab es außer meiner Taschenlampe keine einzige Lichtquelle.
Der helle Finger hatte ein geisterhaftes Aussehen angenommen.
Wenn er über die rauhe rechte Wand tanzte, hatte ich das Gefühl, als würden aus dem Gestein zahlreiche Monstren steigen, um sich auf mich zu stürzen.
Mich fröstelte.
Ich warf einen Blick über die Schulter. Suko war stehengeblieben.
Er hatte beide Hände um den oberen Handlauf des Gitters gelegt und schaute in die Tiefe.
Als er noch in der Haltung stand, hörte ich bereits das verdächtige Knirschen.
Suko hatte das Geräusch zur selben Zeit vernommen, sprang hastig zurück und brachte so Distanz zwischen sich und mich.
Einen Herzschlag später passierte es bereits.
Da löste sich die Decke, und wir erlebten eine Hölle!

***

Wie ich weggekommen war, wußte ich nicht. Es war wohl ein Reflexsprung, der mich rettete, denn ich katapultierte mich vom Weg ab, hatte Glück, daß ich nicht ausrutschte, prallte noch mit dem Rücken gegen die Wand, stolperte, fiel zu Boden, überschlug mich und hörte gleichzeitig das gewaltige Krachen und Donnern.
Zwischen Suko und mir war die Decke eingestürzt. Ich ahnte die

Ursache und dachte daran, daß die Bergdämonen kraft ihrer geistigen Fähigkeiten in der Lage waren, Steine und Geröll zu bewegen.
Immer mehr löste sich.
Da waren gewaltige Brocken dabei, die auf die Bohlen klatschten und über den Rand rutschten, bevor sie mit einem satten Klatschen im Wasser verschwanden.
Und ich hörte das Lachen.
Während immer mehr Gestein nachrutschte, klang es mir höhnisch und hämisch entgegen. Teuflisches, siegessicheres Gelächter, wobei ich nicht einmal wußte, wer es ausgestoßen hatte.
Ich hatte mich so weit zur Seite gerollt, daß mir eigentlich nicht mehr viel passieren konnte, drehte mich jetzt halb um, stützte mich auf und schaute zurück.
Nach wie vor kippten Geröllmassen nach unten. Aber die meisten Steine tanzten nicht mehr über den Rand der Absperrung, sondern blieben seltsamerweise auf dem Steg liegen, wurden zusätzlich auch von einem Pfeiler gehalten und verbauten Suko den Weg zu mir und umgekehrt.
Ein paar kopfgroße Steine rollten noch nach, Staub folgte, dann wurde es still.
Sekunden vergingen.
Selbst durch das Rauschen des Wasserfalls hörte ich mein eigenes Herz schlagen. Es pumpte regelrecht, und die Schläge dröhnten in meinem Kopf wider.
Meine Hände zitterten, auch die Arme, denn ich konnte sie beim Aufstützen nicht ruhig halten.
Nur allmählich kam ich zur Ruhe. Lebte Suko noch? Ich hatte mich nicht um ihn kümmern können, dann jedoch atmete ich auf, als ich seine Stimme vernahm.
»John!«
»Okay, Alter. Ich bin okay. Was ist mit dir?«
»Ich habe es auch gepackt. Das Zeug hat mich nicht erwischt.«
Da war ich erst einmal beruhigt.
»Aber was ist jetzt?« rief der Chinese. »Soll ich rüberkommen?«
Ich lachte. »Scherzbold. Wie denn?«
»Ich könnte außen herumklettern. Das müßte eigentlich gehen, John.«
»Nein, bleib da.«
»Und du?«
»Ich werde mich weiter umsehen. Irgendwo muß ich Jane und Wikka doch finden.«
»Du denkst an das Lachen?«
»Genau. Da hat jemand gelacht, und ich bin wirklich der Meinung, daß es nur eine der beiden gewesen sein kann. Ich gehe auf jeden Fall

weiter. Halte du die Stellung.«

»Aber gib acht, daß sie dich nicht packen.«

»Keine Bange, das schaffe ich schon.« Während dieser Worte hatte ich mich aufgerichtet und schaute nach vorn.

Ich sah das Ende des Tunnels. Eine halbrunde Öffnung, hinter der es grau schimmerte.

Aber nicht nur das.

Auch ein Bergdämon hockte dort.

In einem Anfall von Wut zog ich meine Beretta und feuerte. Die Silberkugel traf genau. Sie riß das Wesen in die Höhe, das sich überschlug und liegenblieb.

Als ich es erreichte, lag vor mir auf dem Boden ein Stein.

Nach dem Tunnel führte der Weg auf einer Galerie weiter. Sie befand sich sehr eng an der Felswand. Auch hier war der Untergrund durch die gefrorene Feuchtigkeit glatt geworden, so daß ich Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben.

Rechts wuchs noch die Wand hoch. Links besaß ich einen freien Blick über die Absperrung. Ich konnte auch das Ende des Wasserkanals erkennen. Die Fluten hatten ein wenig Gefälle, und sie schäumten in einen Trichter hinein, wo es gurgelte, brodelte und zischte.

Dem Betrachter konnte Angst und Bange werden, wenn er in dieses Loch blickte. Von dort floß das Wasser wahrscheinlich unterirdisch weiter. Vom Gegenwind wurden kalte Tropfen hochgeweht.

Wie kleine Nadeln stachen sie in meine Gesichtshaut.

Ich schüttelte mich, ging dann weiter, leuchtete mit der Lampe und entdeckte das Warnschild.

Es wies auf das Ende des Weges hin.

Ich aber wollte weiter. Man hatte zur Sicherheit noch ein Quergitter aufgebaut, das allerdings leicht zu überklettern war. Dahinter setzte sich der Weg fort. Es wurde so schmal, daß ich es mit der Angst zu tun bekam, denn auf einmal gab es links von mir kein Eisengitter mehr, sondern nur eins aus Holz, das mir verdammt brüchig aussah.

Ich ahnte, daß ich nicht mehr weit von meinem Ziel entfernt war.

Bald hatte ich die Stelle erreicht, wo man mich hinhaben wollte.

Weit vor mir wuchs düster und drohend eine Wand in die Höhe, die einen breiten Schatten warf. Innerhalb des Schattens sah ich eine Bewegung, dann leuchteten drei helle Augenpaare, und ich bekam bestätigt, daß die Gegner auf mich warteten.

***

Ich bückte mich, nahm die Kreide und malte um mich herum einen Schutzkreis mit einem Allsehenden Auge, das ich auch auf meinem Kreuz eingraviert hatte.

So fühlte ich mich besser.

Sekunden vergingen.
Von Suko vernahm ich nichts. Nur mein eigener Atem war zu hören. Die Luft stand als graue Wolke vor meinen Lippen.
Da zuckte ich zusammen, denn etwas sehr Merkwürdiges geschah. Das Allsehende Auge, dieser strahlende Kranz innerhalb des Dreiecks, glühte auf.
Dunkelrot war die Farbe. Sie hüllte mich ein, fand ihren Ansprechpartner in meinem Kreuz, und die beiden gingen eine Verbindung ein. Sie hatten eine Brücke geschlagen.
Das Kreuz hing vor meiner Brust, ich stand in dem Kreis. War ich nun geschützt?
Da hörte ich eine Stimme. Mir lief es kalt den Rücken hinab, als ich die Worte vernahm.
»Willkommen, Geisterjäger!«
Jane Collins, die ehemalige Detektivin, hatte die Worte gesprochen. Und sie waren rechts von mir aufgeklungen, wo sich auch die Wand befand.
Ich atmete tief durch, wollte etwas sagen, doch die Worte blieben mir im Hals stecken.
In der Felswand sah ich eine kleine Tür. Wie von Geisterhänden geführt, öffnete sie sich, ich hörte das Knarren, schaute in die Öffnung, und vor mir stand Jane Collins.
Den Anblick hätte ich verkraftet, aber Jane trug etwas auf ihren ausgestreckten Händen.
Es war ein Kopf.
Und ein Gesicht, das lebte.
Vor kurzem noch hatte ich es gesehen.
Der Kopf gehörte meinem Freund und Partner Suko!

***

Auch Suko hatte diese plötzliche Bewegung der Wand erlebt und auch mit angesehen, wie sich die Steine lösten. Nach einer Erklärung suchte er dabei nicht. Der Chinese wollte so rasch wie möglich in Deckung, um von dem fallenden Geröll nicht begraben zu werden.
Das schaffte er nicht ganz. Das Geröll wuchtete aus den Felsen, es tickte auf und dann sehr seltsam zur Seite weg, so daß Suko den weiteren Verlauf der Steine nicht verfolgen konnte.
Dreimal erwischten sie ihn.
Einmal am Bein, beim zweiten Mal an der Schulter, und beim dritten Treffer konnte er gerade noch seine Arme hochreißen, sonst wäre er am Kopf getroffen worden.
Der Stein war nicht groß, aber sehr kantig. Suko fiel auch zurück, machte sich klein und rollte sich um die eigene Achse, denn es rutschte Geröll nach.

Das verschwand dann in der Schlucht. Der Chinese hörte noch, wie es in das Wasser klatschte.

Nur allmählich fand er wieder zu sich. Der Schock ließ ihn zittern.

Alles war sehr schnell gegangen, und als Suko sich auf die neuen Umstände eingestellt hatte, sah er vor sich eine unüberwindliche Mauer aus Geröll.

Er fluchte verbissen.

Der Weg zu John Sinclair war ihm versperrt. Gleichzeitig dachte er daran, daß John vielleicht nicht soviel Glück gehabt hatte wie er, und er mußte ein paarmal schlucken.

Schließlich faßte er sich ein Herz und rief den Namen des Freundes.

Er bekam Antwort. Und sie hörte sich an, als wäre dem Freund nichts geschehen.

Suko atmete auf. Die beiden kamen überein, getrennt zu marschieren, denn John Sinclair wollte sich hinter dem Geröllberg ein wenig umschauen. Suko dachte auch an die Kletterpartie, die er unternehmen mußte, um den Freund zu erreichen, das allerdings nur im äußersten Notfall. Ansonsten mußte er sich mit den Gegnern beschäftigen, die auch ihn umzingelt hatten.

Und das waren eben die Bergdämonen!

Der Chinese hatte keine Ahnung, wo sie herkamen und wie sie entstanden waren. Für ihn zählte allein ihre Existenz und ihre Gefährlichkeit.

Sie waren dabei, den Ring enger zu ziehen. Das konnte Suko genau erkennen. Wenn er seinen Blick schweifen ließ, dann sah er die sich bewegenden Augenpaare.

Sie waren überall.

In den dunklen Wänden hockten sie ebenso wie dicht über dem schäumenden Wildwasserfluß, um dem Inspektor den Rückweg auch in diese Richtung abzusperren.

Es war kaum möglich, an sie heranzukommen. Mit einem Schuß konnte Suko es ebenfalls nicht versuchen, die Entfernung zu den Zielen täuschte in der Dunkelheit sehr.

Erst jetzt ging dem Inspektor die gesamte Raffinesse des Plans auf. Die Trennwand aus Geröll war nicht umsonst aufgebaut worden. Wenn sie die beiden Feinde schon nicht verschüttete, so hatte sie doch eine Barriere zwischen ihnen aufgebaut, so daß einer dem anderen nicht zu Hilfe kommen konnte.

Suko war ebenso auf sich allein gestellt wie sein Freund John Sinclair. Er trug die Dämonenpeitsche bei sich, die Beretta und den von Buddha geerbten Stab. Außerdem auch die magische Kreide.

Waffen genug. Wobei er die Dämonenpeitsche vorerst vergessen konnte: Um sie einzusetzen, hätten die Gelbäugigen näher an ihn herankommen müssen. Das allerdings sah nicht so aus, denn sie

hielten einen genügenden Abstand, der kaum mit einer Kugel überbrückt werden konnte.

Und sie waren noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Suko sah sie in Bewegung. Unheimlich wirkte es auf ihn, denn die Geschöpfe selbst erkannte er nicht, sie verschmolzen zu sehr mit den tiefen Schatten der Felswände.

Der Chinese erkannte nur die wandernden Augen, die durch die Dunkelheit huschten.

Da traf ihn der Schlag.

Kein körperlicher Hieb, sondern ein wilder, geistiger Schlag, der Suko so durcheinanderbrachte, weil er unvorbereitet war, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte, zur Seite taumelte und in die Knie sackte.

Das Schlimme an dieser Attacke war, daß Suko sich nicht wehren konnte. Er sah zwar die Gegner, aber er konnte sie nicht niedermachen, denn die Bergdämonen waren mit Kräften ausgestattet, die auch auf größere Entfernungen wirkten.

Eiskalt schlugen sie zu, und sie zwangen den Inspektor nicht nur in die Knie, sondern auch zu Boden.

Suko fühlte, wie seine Kräfte erlahmten. Jemand manipulierte ihn, machte ihn zu einen Spielball in den Händen gefährlicher Wesen, und so sehr er sich auch dagegen wehrte, er kam gegen diese gefährlichen Kräfte nicht an.

Schwerfällig wälzte er sich auf den Rücken. Sein Körper zitterte.

Er bekam dieses Gefühl einfach nicht unter Kontrolle, die Absätze schlugen auf den Boden, er selbst schnappte nach Luft und sah über sich einen gelbroten Ring.

Es waren die Augen der Bestien. Wenn sich diese dämonischen Wesen rasch bewegten, dann hatte es den Anschein, als würden aus den Augen gelbrote Streifen, so wie es jetzt wieder geschah, als sie den Inspektor einkesselten.

Der erste Bergdämon sprang.

Er hatte schräg über Suko gehockt. Jetzt ließ er sich fallen, packte geschickt einen Handlauf am Gitter, schwang sich darüber hinweg und stand nur zwei Schritte von Suko entfernt.

Der Inspektor hatte sich auf den Rücken gewälzt. Langsam drehte er sich zur Seite und sah das Wesen mit den gelbroten Augen und den beiden spitzen Zähnen zum erstenmal aus unmittelbarer Nähe.

Suko keuchte. Selbst das Atmen fiel ihm schwer, weil die anderen Wesen ihn voll unter Kontrolle hatten.

In seinem Schädel spielten sich die seltsamsten Reaktionen ab. Da spürte er das Hämmern und Schlagen, das wilde Pochen gegen die Innendecke des Kopfes.

Sie wollten ihn zerstören.

»Nein!« knirschte Suko. »Nein, verdammt!« Er riß sich zusammen, sammelte all seine Kräfte und versuchte, machtvoll gegen seine Feinde anzugehen.

Es klappte nicht.

Die anderen waren zu stark. Immer mehr bekamen sie den Chinesen unter ihre dämonische Kontrolle, und plötzlich spürte Suko ein Brennen auf seinem Gesicht, als hätte man es mit einer Säure übergossen.

Er hatte den Mund weit aufgerissen, keuchte und stöhnte. Was machten die nur mit ihm? Die wollten ihn zerstören, innerlich verbrennen, und sie kamen wie die Schreckensgestalten aus der Hölle auf ihn zu.

Von allen Seiten huschten sie heran. Dabei zogen sie den Kreis so eng, daß sie nur noch ihre fellbewachsenen Arme auszustrecken brauchten, um ihren Gegner berühren zu können.

Sie hatten ihn.

Und er konnte sich nicht wehren.

Suko war ein Mensch, der sich nicht so leicht unterkriegen ließ. Er gab auch dann nicht auf, wenn andere die Hoffnung längst hatten fahren lassen.

Auch jetzt hielt er seine Augen weit geöffnet, denn er wollte die Gegner sehen, die ihn umstanden.

Die Schädel und Augen verschwammen vor seinen Blicken. Sie bildeten ein wirres Durcheinander aus hellen Streifen und dunklen Schatten, die einen rasenden Wirbel veranstalteten, der Suko erfaßte und wie mit gierigen Händen unter seinen Körper griff.

Er wurde hochgehoben.

Der Schreck war wie ein spitzes Messer, das seine Brust durchschnitt. Trotz seiner gefährlichen Lage und des Schleiers in seinem Hirn überlegte Suko noch.

Und er kam zu einer schlimmen Schlußfolgerung. Wenn er weiter in die Höhe gerissen wurde, dann war es für die anderen ein Leichtes, ihn über das Gitter in die mörderische Tiefe und damit in den reißenden Strom zu schleudern.

Dran dachte er, während ihn Kräfte anhoben, die er nicht mehr kontrollieren konnte.

Suko fühlte sich hilflos wie selten. Er wollte mit seinen Armen um sich schlagen, die Gegner treffen und zur Seite schleudern.

Er konnte sich kaum bewegen. Seine Reaktionen kamen ihm zeitlupenhaft vor, die anderen hielten die Trümpfe in der Hand und bewegten den Körper des Chinesen nur mit Hilfe ihrer gefährlich starken geistigen Kräfte.

Der Inspektor kämpfte.

Laute, die schon eines Tieres würdig waren, drangen aus seinem

geöffneten Mund. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, der Kopf drohte zu zerspringen. Er kämpfte mit allem, was er hatte, gegen diese Gefahr an.

Dabei winkelte er seinen Arm an. Die Hand fiel auf die Brust, rutschte nach unten und berührte etwas, das in seiner Innentasche steckte.

Es war der Stab des großen Buddha!

Und da wußte Suko, wie er sich unter Umständen noch aus dieser lebensgefährlichen Lage retten konnte.

Aber hatte er die Kraft?

***

Das durfte nicht wahr sein?

Jane Collins stand vor mir und hielt den Kopf meines Freundes Suko auf ihren Händen.

Ich wurde fast wahnsinnig, schüttelte meinen eigenen Kopf und glaubte mich in einen schlimmen Alptraum versetzt. Mein Magen war zu einem Stein geworden. Als ich einatmen wollte, da sperrte sich etwas dagegen, meine Hände verkrampften sich, der Schweiß lief mir über das Gesicht, und ich vernahm Janes wildes, höhnisches, triumphierendes Lachen, das mir entgegenschwang.

Ich hätte vor Wut schreien können, nicht ein Ton drang aus meiner Kehle. Der Schock bannte mich auf der Stelle, während ich nur dieses grauenhafte Bild sah und einfach nicht wegschauen konnte.

Es war schlimm.

Trotzdem konnte ich nicht nur stehenbleiben und nichts tun. Ich mußte weiterdenken und ich löste meinen Blick von Jane Collins, denn schräg hinter ihr war noch jemand erschienen.

Wikka, die Oberhexe!

Während Jane völlig normale Kleidung trug, hatte Wikka ihr Gewand übergestreift, das bis zum Boden reichte. Unter ihrem Hals befand sich ein tropfenförmiger Ausschnitt. Ein hinter Wikka brennendes kleines Feuer zeichnete ihre Umrisse scharf ab, es bildete gewissermaßen einen rötlichen Hintergrund, der genau zu dieser widerlichen und mit teuflischen Kräften ausgestatteten Hexe paßte.

Ich erkannte auch ihr Markenzeichen. Die beiden giftgrünen Schlangen, die aus ihrer Stirn wuchsen und deren Mäuler geöffnet waren, wobei ich die kleinen Zungen erkennen konnte, die aus den Schlangenköpfen hervorhuschten.

Wikka war gut vorbereitet. Sie hatte genau gewußt, daß ich kommen würde, aber sie mußte sich verrechnet haben, denn ich stand innerhalb einer magischen Schutzzone.

Das Kreuz hatte phantastisch reagiert und sich aktiviert. Zusammen mit dem Allsehenden Auge, das es zweimal gab, schützte es mich,

denn weder Wikka noch Jane griffen mich an.

Dafür hatte Jane jedoch den Kopf meines Freundes.

»Nun, Geisterjäger?« fragte sie. »Wie fühlst du dich, wenn du so auf den Schädel deines Freundes schaust?«

Sie bekam von mir keine Antwort. Mein Blick blieb auf dem Kopf kleben. Da rollten die Augen, auch der Mund klappte auf und zu wie bei einem Fisch im Wasser, aber das waren auch die einzigen Bewegungen, die dieser Kopf von sich gab. Ansonsten reagierte er überhaupt nicht, und dies wiederum wunderte mich.

Immer dieselben Bewegungen, wie bei einem Roboter oder Automaten.

Himmel, das war es!

Nein, sie hatten mich eiskalt geblufft. Das war nicht der Schädel meines Freundes, sondern eine magische Imitation.

Bevor ich allerdings die Probe aufs Exempel starten konnte, kam Jane Collins mir zuvor.

Plötzlich lachte sie wild auf und schleuderte den Schädel weg. Er flog an mir vorbei. Ich drehte mich nach rechts, verfolgte ihn und sah, wie er in einer gewaltigen Feuerlohe auseinanderplatzte, so daß von ihm nichts mehr übrigblieb.

»Das war Suko!« kreischte Jane und hob ihre Arme.

»Nein, das war er nicht!« erwiderte ich kalt und ging einen Schritt vor.

Ich hatte zuvor die kleine Tür in der Felswand gesehen, wollte mich bücken, um hindurchgehen zu können, das allerdings war nicht mehr möglich.

Die magische Kraft, ausgelöst durch die Verbindung meines Kreuzes mit den beiden Allsehenden Augen, strahlte so weit ab, daß sie auch die Felswand erfaßten und das Gestein zum Glühen brachten.

Es leuchtete plötzlich dunkelrot auf, begann zu knistern und zu knacken, eine Höhle entstand, ein gewaltiges Loch, und das Gestein schmolz einfach weg.

»Nein!« flüsterte Jane Collins. »Neiiinnn!« schrie sie dann und wankte zurück.

Auch Wikka war für einen Moment durcheinander. Sie mußte mit ansehen, wie Jane Collins in den Hintergrund der Höhle zurückwich und ich innerhalb des magischen Scheins immer weiter vorschritt.

Ich fühlte mich verdammt gut, denn ich hatte erlebt, wie das Kreuz eine Verbindung eingehen konnte. Ich wußte zwar, wo es herstammte, kannte auch die Formel, um es zu aktivieren, dennoch gab es jetzt weitere Einzelheiten preis.

Konnte ich gewinnen?

Jane war in den Hintergrund der Höhle zurückgewichen. Ihre Bewegungen wirkten fahrig, fast wäre sie noch in das kleine Feuer

gefallen, aber ich hatte nur Augen für ihre große Meisterin Wikka.

Die Oberhexe schüttelte sich. »Sinclair!« flüsterte sie. »Ich habe Jane Collins dein Grab versprochen, und ich werde dieses Versprechen halten, darauf kannst du dich verlassen!«

»Mein Grab?« Ich unterhielt mich mit ihr, obwohl ich ein unheimliches Phänomen erlebte, denn ich konnte dank der weißmagischen Kräfte durch die Felswand gehen.

»Ja, dein Grab. Ich habe es Jane Collins gesagt. Das Grab in der Teufelsschlucht. Ein Grab für John Sinclair. Gefällt es dir?«

»Kaum!«

»Kann ich mir vorstellen. Aber es geht kein Weg daran vorbei, das kann ich dir sagen!«

»Ich setze dagegen!«

Hart und kalt klang meine Stimme, denn ich wußte in diesen Augenblicken, daß sie mir nichts anhaben konnte. Diese verdammte Hexe würde es nicht schaffen, mich aus dem Weg zu räumen, obwohl sie es wieder einmal versuchte.

Dabei griff sie zu ihren alten Tricks. An ihrer Stirn streckten sich die beiden Schlangen. Mir schien es, als würden sie Kraft sammeln, und dann lösten sie sich vom Kopf der Hexe.

Die beiden Schlangen waren wie Pfeile, die auf mich zuschossen und auch den Rand meiner magischen Zone erreichten.

Es war mir schwergefallen, einfach stehenzubleiben. Normalerweise wäre ich in Deckung gegangen, so aber vertraute ich auf meine Schutzzone.

Und sie hielt.

Die Schlangen prallten dagegen. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich in ihre aufgerissenen Mäuler, bevor die Schlangen zu regelrechten Wunderkerzen wurden und vor meinen Augen verbrannten.

Leider regenerierten sich diese Wesen immer wieder. Wikka konnte sie praktisch neu erschaffen, ich hatte mit der Vernichtung dieser Schlangen nichts erreicht.

Und ich ging weiter vor.

»Ich bekomme dich, Wikka!« zischte ich ihr entgegen. »Und dann wirst du vernichtet.«

Sie lachte gellend, bewegte ihre Arme und schlug dabei Kreise, die entgegen dem Uhrzeigersinn liefen.

Diese an sich lächerliche Bewegung hatte es in sich. Denn die Kreise zogen grüne Feuerschweife hinter sich her, die sich zu Spiralen verformten.

Ihr Ziel war ich!

Wie Speere stießen sie in meinen magischen Schutzschirm, der im selben Augenblick zusammenbrach…

***

Es fiel Suko unendlich schwer, seine Finger zu bewegen. Aber die mußte er krümmen, um an den Stab zu gelangen. Wenn er es nicht schaffte, war er verloren.

Der Chinese schwebte in der Luft, und er wurde auch von den unheimlichen Kräften der Bergdämonen höher geschoben. Es war nur eine Frage von Sekunden, bis er den oberen Rand des Gitters erreicht hatte.

Kontakt!

Endlich hatte es der Inspektor geschafft und seine so wertvolle Waffe umklammert. Ein Jubelschrei wollte aus seiner Kehle dringen, aber er blieb ihm im Hals stecken.

Dann rief er das Wort.

»Topar!«

Jedenfalls glaubte Suko, es gerufen zu haben, doch nur ein Flüstern drang aus seinem Mund.

Jedoch laut genug, um von den ihn umgebenden Bergdämonen verstanden zu werden.

Die Kraft der anderen verschwand. Radikal wurde sie innerhalb eines Augenblicks ausgelöscht, und Suko fiel nach unten.

Er schlug heftig zu Boden, hatte sich nicht abrollen können und spürte den Aufschlag bis in den letzten Winkel seines Gehirns. Sterne blitzten vor seinen Augen auf, gleichzeitig auch die Erkenntnis, daß er auf keinen Fall liegenbleiben und sich ausruhen konnte. Die fünf Sekunden, in denen die Zeit stillstand, die mußte er ausnutzen, um sich zu retten.

Leider konnte er seine gefährlichen Gegner nicht vernichten. Hätte er das während dieser Zeitspanne getan, wäre die Wirkung und Kraft des Stabs dahingewesen.

So mußte er warten.

In fünf Sekunden kann sehr viel oder auch gar nichts geschehen.

Suko wollte die Zeit jedoch nicht ungenutzt verstreichen lassen, deshalb riß er die Dämonenpeitsche hervor, nachdem er auf die Füße gekommen war, und schlug einmal seinen Kreis über den Boden.

Die drei Riemen fielen nach draußen.

Sie stammten aus der Haut des Herrn der roten Hölle. Eines uralten Dämons, der in Island gelebt hatte und sich als wahrer Besitzer der Peitsche ansah.

Noch eine Sekunde.

In dieser kurzen Zeitspanne stellte Suko fest, daß seine Gegner ihn umkreist hatten. Wenn er mit der Peitsche schlug, dann mußte er sich rasch drehen.

Die Zeit war um!

Augenblicklich geriet Bewegung in die Bergdämonen. Auch Suko spürte wieder die schwarzmagischen Kräfte, die sein eigenes Ich außer

Gefecht setzen wollten, und er kannte jetzt kein Pardon.
Seine Rache traf voll.
Der Chinese stieß sogar einen wilden Kampfschrei aus, als er sich wie ein wütender Büffel um die eigene Achse drehte und seine Peitsche schwang.
Plötzlich legten sich die Riemen waagerecht. Die Fliehkraft trieb sie in die Höhe, und als sie gegen die Körper der Bergdämonen klatschten, war das Musik in Sukos Ohren.
Er lachte sogar.
Es war ein Zeichen seiner Erlösung. Endlich hatte er es geschafft.
Nicht die anderen traktierten ihn, sondern er schlug zurück.
Und wie.
Die Dämonenpeitsche räumte furchtbar auf. Sie fetzte die Wesen auseinander. Ein Chaos aus wirbelnden Körpern und huschenden Schatten entstand. Dazwischen glühten die gelbroten Augen wie letzte, aufzuckende Flammen, bevor die Dunkelheit kam und sie auslöschte.
Unheimliche Todesschreie gellten dem Inspektor entgegen. Die Bergdämonen bekamen die uralte Schwarze Magie der Peitsche zu spüren, und sie wurden auseinandergerissen.
Suko schlug weiter.
Jetzt glich er einem Roboter. Er führte die Schläge kreisförmig, wechselte noch in derselben Sekunde, so daß die Riemen von oben nach unten klatschten.
Ja, klatschten.
Die Todesmelodie wurde eingeläutet, und je mehr Wesen der Chinese vernichtete, um so weniger wurde er von den Bergdämonen beeinflußt. Sein Gehirn war wieder frei.
Ein hohles Pfeifen drang an seine Ohren. Ein letzter Dämon versuchte zu verschwinden, aber Suko war schneller. Mit wenigen Schritten hatte er ihn eingeholt und zugeschlagen.
In den Rücken krachten die drei Riemen der Peitsche.
Den Dämon hob es fast aus den Schuhen. Zwar stimmte der Vergleich nicht, weil das Wesen keine Schuhe trug, aber Suko kam nichts anderes in den Sinn.
Es war der letzte.
Er polterte zu Boden. Poltern war genau der richtige Ausdruck, denn die Wesen hatten sich nicht aufgelöst, sie waren zu Stein geworden.
Erschöpft taumelte Suko zur Seite und lehnte sich an das Absperrgitter. Er hätte nicht gedacht, es doch noch zu schaffen. Wieder einmal hatte es sich ausgezahlt, daß er nicht aufgab.
Ausruhen jedoch konnte er sich nicht, denn in seinem Rücken hörte er ein gewaltiges Knirschen, Poltern und Schlagen.
Kaum war das Geräusch aufgeklungen, als der Inspektor schon

herumfuhr. Seine Augen weiteten sich, denn was er zunächst nur vermutet hatte, bestätigte sich.

Das Geröll kam ins Rutschen.

Bisher war es von den magischen Kräften der Bergdämonen gehalten worden. Die Bergdämonen gab es aber nicht mehr, und das Geröll gehorchte den Gesetzen der Physik.

Der von hinten kommende Druck schob die Steinmassen nach vorn. Er wuchtete sie auf den Abgrund zu, wo die gewaltige Steinlawine polternd in der Tiefe verschwand.

Suko bekam freie Sicht.

Er sah das rote, unheimliche Glühen und hörte gleichzeitig die Schreie aus der Wand.

Da war etwas passiert!

Der Chinese startete…

***

Der magische Schutzschirm war zerstört. Ich hatte die Kräfte der Oberhexe Wikka unterschätzt und vernahm ihr gellendes Lachen, in das sie gleichfalls die Worte kreischend und wild hineinstieß.

»Dein Grab, Sinclair! Dein Grab in der Teufelsschlucht! Du bekommst es doch!«

Was sollte ich tun? Ich mußte mich innerhalb einer kurzen Zeitspanne entscheiden.

Auch Jane hatte mitbekommen, daß mir die guten Karten aus der Hand gerissen worden waren. Sie kreischte ebenfalls wild und bewegte sich auf mich zu.

Verdammt, auch.

»Du wirst verrecken, Geisterjäger!« brüllte sie mir entgegen, wobei ihr Gesicht zu einer haßentstellten Fratze geworden war. Die Arme hatte sie vorgestreckt, die Hände gespreizt, das lange Haar flatterte, in den Augen lag ein mörderischer Ausdruck, und der Widerschein des Feuers zuckte über ihr Gesicht.

Jetzt allerdings verstärkte er sich noch, denn dafür hatte Wikka gesorgt.

»In die Teufelsschlucht mit dir!« schrie sie, breitete ihre Arme aus und ließ die Hexenkräfte spielen.

Sie war die Meisterin, und sie beherrschte nicht nur ihre untergebenen Hexen, sondern auch das gefährliche, alles vernichtende Feuer.

Mit den Flammen spielte sie, und diese Flammen schickte sie mir entgegen.

Als wäre das kleine Feuer von einem mächtigen Windstoß erfaßt worden, so puffte es in die Höhe, die tanzenden Flammen erfaßten mit ihren Spitzen die Decke der Höhle, füllten sie aus, und ich mußte

zurück.

Noch war der Weg frei.

Oder?

Nein, ich prallte gegen die Wand. Es war genau die Stelle, die meine Magie geöffnet hatte. Jetzt war sie geschlossen, und mir blieb nur als kleiner Ausweg die Tür.

Doch auch sie wurde versperrt.

Ein Teil des Feuers machte sich selbständig, huschte über den Boden, und die kleinen Flammen sprangen wie gefährliche, winzige Dämonen. Sie gerieten auch in die Nähe der Jane Collins, die zurückwich, um nicht erfaßt zu werden.

Die Hitze war mörderisch. Ich hatte das Gefühl, von ihr ausgelöscht zu werden. Meine Haut schien nur noch aus einer glühenden Masse zu bestehen, und in diesen schrecklichen Sekunden, wo ich kaum Luft bekam, durchzuckte mich eine verzweifelte Idee.

Jane war durch ihr Ausweichmanöver in meine Nähe geraten.

Das ließ ich mir nicht entgehen.

Blitzschnell packte ich zu.

Jane sah meinen auf sich zuschnellenden Arm, drehte sich und wollte weg.

Fast hätte sie es noch geschafft, doch da waren ihre Haare, die wie ein Vorhang hochschwangen und in die sich meine Finger der rechten Hand krallten.

Ich packte zu.

Jane Collins wurde mitten in der Bewegung gestoppt. Sie zuckte zuerst hoch, dann blieb sie für die Länge eines Liedschlags in dieser steifen Haltung, bevor sich die Kraft auch bei ihr bemerkbar machte und sie auf mich zugerissen wurde.

Sie fiel mir genau in den linken Arm.

Das alles war sehr schnell gegangen. Wikka war nicht mehr dazu gekommen, eine Gegenmaßnahme zu ergreifen, denn nun hatten sich die Vorzeichen wieder verschoben.

Ich besaß eine Geisel.

Jane!

»Stopp das Feuer!« brüllte ich Wikka an. »Stopp es, oder ich werde Jane Collins mit in die Flammen nehmen!«

Viel Zeit hatte die Oberhexe nicht, eine Entscheidung zu treffen.

Ihr blieben höchstens Sekunden, dann würden wir von dem Feuer erfaßt und verbrannten elendiglich.

Schon jetzt bekam ich keine Luft mehr. Meine Augen brannten.

Ich hatte den Mund aufgerissen, mein Gesicht war verzerrt, und ich konnte erleben, daß es Jane Collins auch nicht anders erging.

Sie wand sich in meinem Griff. Ihre Bewegungen waren schwach, zuviel an Kraft hatte sie verloren. Sie schnappte nach Luft, schrie,

keuchte und röchelte.

Auch ich konnte kaum noch sprechen. In meinem Hals schien alles festzusitzen. Ich hustete mehr, als daß ich die Worte ausstieß.

»Stopp die Flammen!«

Wikka überlegte noch. Ihr tat das Feuer nichts. Sie beherrschte es, und sie stand wie eine rächende Göttin vor den Flammen, das Gesicht zur Maske erstarrt, über die der Widerschein der tanzenden Feuerzungen huschte.

Wie würde sie sich entscheiden?

Lange konnte ich es nicht mehr aushalten. Jane wurde in meinen Armen immer schwerer. Ich hatte Mühe, sie überhaupt noch festzuhalten, denn auch mich verließen allmählich die Kräfte.

Wartete sie darauf?

Es wäre ihr zuzutrauen gewesen, und ich hatte mich nicht getäuscht. Sie wollte mich aus dem Spiel haben. Und wenn ihre Dienerin dabei draufging, das war ihr egal.

»Nein, Geisterjäger! Ich stoppe die Flammen nicht. Du sollst verrecken! Zu Asche werden! Ich habe dir das Grab versprochen, und ich werde mein Versprechen halten!« Sie schrie und lachte in einem.

Im selben Augenblick rutschte mir Jane Collins aus dem Griff. Sie war zu schwer geworden, und ich hatte sie einfach nicht mehr halten können, und auch meine Knie wurden weich.

»Ja!« brüllte Wikka. »jetzt!«

Und da peitschten die Schüsse!

***

Suko hatte die Schreie gehört. Er wußte, daß John Sinclair gegen einen verdammt starken Feind kämpfte, und er glaubte nicht, daß es so einfach zu schaffen war.

Fast wäre er an der kleinen Tür im Fels vorbeigerutscht. Im letzten Augenblick entdeckte er sie, hörte auch das Schreien, sah den zuckenden Widerschein der Flammen auf der Öffnung tanzen und stürzte sich einfach hinein.

Der Inspektor brauchte nicht lange zu überlegen, um den Ernst der Lage zu überblicken.

Er schoß.

Drei Kugeln setzte er in die Richtung, wo Wikka stand, wußte nicht, ob er getroffen hatte, hörte ihr Wutgebrüll und warf sich vor, wobei seine Arme John Sinclair umklammerten, der sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zusammenbrach.

Wikka war durch die Schüsse für einen Moment abgelenkt worden. Bevor sie Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, hatte Suko seinen Freund schon aus der Höhle gezogen und war kaum draußen, als er ihn hoch und über die Schulter wuchtete.

Dann begann der Wettlauf. Der Chinese schaute sich nicht um. Er wollte nicht mehr sehen, nur so schnell wie möglich dieser verdammten Schlucht entkommen.

Er mußte genau dort stoppen, wo der Steg zusammengebrochen war. Weiter kam er nicht.

Dafür hörte er etwas.

Das Geräusch eines Hubschraubers, und er sah die beiden hellen Lichtlanzen, die von dem Flugkörper aus in die Tiefe stachen, wo sie einen Teil der Schlucht ausleuchteten.

Da kam Rettung.

Und Wikka zog sich zurück.

Sie ritt nicht auf einem Besen, sondern fauchte als Flammenstrahl in die Luft, wobei sie Jane Collins festhielt und unter den Arm geklemmt hatte wie ein Weihnachtspaket.

Der Inspektor hob die Faust. Es war eine wütende, verzweifelte Geste. Von Wikka aber, da war er sicher, würden er und John Sinclair noch einiges zu hören bekommen.

***

Im Hubschrauber kam ich wieder zu mir. Nicht nur Suko befand sich bei mir, sondern auch Bill Conolly. Er hatte die Männer der Rettung alarmiert, nachdem er von seinem Standort aus den Widerschein der Flammen entdeckt hatte.

Wir waren hochgehievt worden, und ich wurde noch in der Maschine ärztlich versorgt.

In Thusis hielt man mich einen Tag im Krankenhaus fest. Am Heiligabend jedoch wurde ich wieder entlassen. Schließlich wollte ich mit meinen Freunden das Weihnachtsfest feiern.

Das tat ich auch.

Im Hotel Sonnenstern war alles vorbereitet. Es gab eine herrliche Bescherung. Marita Lenze, die Direktorin, und ihr Mann machten alles sehr nett. Wir tranken Champagner und vergaßen für einen langen Abend alle Sorgen.

Auch Carlo Lai kam später, und Georgette, die Bardame, bewies uns, daß sie nicht nur Chansons singen, sondern auch Weihnachtslieder sehr stimmungsvoll vortragen konnte.

Als die Kinder im Bett lagen, trafen wir uns an der gemütlichen Bar.

Im Flur fragte mich Shao, deren Augen wie Weihnachtskugeln glänzten: »Wann möchtest du denn wieder nach London, John?«

»Frag mich das erst übermorgen. Für mich ist Weihnachten. In diesem Sinne: ›Merry Christmas…‹«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 248 »Gatanos Galgenhand«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 008 »Die Seelenburg«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 013 »Hexenwahn«